46. Jahrgang 1-2013 € 4,50

METROPOLE RUHR
VON UNTEN & VON OBEN II

TAMOS

erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet

Inhalt

Kolumnen

3 *Hermann Schulz*
In schlafloser Nacht

4 *Wolfgang Belitz*
Abschied vom Dritten Weg bis 2017

Menschenorte 17

5 *Peter Srege / Manfred Walz*
Stille – Besuch an einem lauten Ort

Schwerpunkt: Metropole Ruhr von Unten & von Oben II

6 *Manfred Walz*
Die Not der Planenden
Planen heute für das ganze Ruhrgebiet

8 *Wolfgang Schaumberg*
Opel-Krise zermürbt

10 *Wolfram Breger*
Essens „Grüne Mitte“ – keine „grüne Lunge“

12 *Wolfgang Richter*
Der Phoenix See – eine Anmerkung zur Gestalt sozialer Spaltung

13 *Marianne Bosshard*
Highlife im Abseits

18 *Robert Bosshard*
GANSER

20 *Peter Strege*
Der Gassenhauer und sein Kohlenhändler
Strukturwandel und der Bedeutungsverlust der Kunst

1WURF

14 *Ian Pollock*
Lachen

Liebe Grüße von und an Sympathisanten

16 *Rainer Komers:* **Albtraum-Metropole** | *Willi Hajek:* **La Ruhr – eine Entdeckung pour la vie** | *Wilfried Oertel:* **Ein Blick vom Kahlen Asten zu den Kohhalden** | *Claudia Fröhlich:* **Ein Blick zurück aus Berlin**

Palästina

15 *Addameer – 12. Februar 2013*
Palästinensische Häftlinge im Hungerstreik

22 *Gideon Levy – 24. Februar 2013*
Palästinensische Chuzpe: Was? Ihr demonstriert?
Wir haben euch doch längst wissen lassen, dass uns euer Schicksal egal ist

In der Heftmitte offeriert ***AMOS*** diesmal eine Fotosequenz von *Jürgen Evert*: **„PRESSCLEARWAITCHANGE – Gentrification am Phönix-See“**

Impressum ...	Seite 15
Abo-Bestellschein ...	Seite 19
Literatur / Lesetipps ...	Seiten 19, 22
Anzeige Westfälisches Dampfboot ...	Seite 7
Anzeige Coordination gegen Bayer-Gefahren	Seite 19
Anzeige Klartext Verlag ...	Seite 23
Anzeige Peter Hammer Verlag ...	Seite 24

Editorial

Etwas stimmt nicht am Charisma der momentanen Opposition. Keiner ruft mehr dazu auf, mit aller Gewalt die Neubesetzung des leergeräumten Opelwerks zu erzwingen, niemand fordert mehr, mittels eines Go-ins die leergeräumten Lokalredaktionen des WAZ-Konzerns selbsttätig neu aufzufüllen … und noch angesichts der zynischen Beleidigung der öffentlichen Meinungsbildungsprozesse durch den Regionalverband, der mit Hilfe pseudodemokratischer, an Spieltheorien orientierter Beteiligungsmodelle eine Metropolenadministration erzwingen will, erhebt sich kein politisches Gegenüber.

Als eines der verbliebenen Sprachröhrchen der institutionskritischen und außerparlamentarischen Opposition muss ***AMOS*** versuchen, diesem Manko nachzugehen, das heißt, in dieser Richtung Fragen zu stellen. Und da es dabei per Definition nicht primär ums Ganze geht, sondern um das, was praktisch an der gesellschaftlichen Basis davon als Ungerechtigkeit und Freiheitsbedrohung ankommt, richtet sich unsere Perspektive von unten durchs Fenster der subkulturell geprägten Nothilfe-Station für Bedürftige hinauf zum das Dortmunder Bürgertum neu repräsentierenden Kulturzentrum „U“, schweifen dann ab zum vom nordamerikanischen Mutterkonzern ausgebremsten Bochumer Opelwerk, um erst danach den Blick zu den ökologisch korrekt und nachhaltig geplanten Zukunftsinvestitionen zu schwenken, wie dem Phönixsee am Südrand von Dortmund, der einen neuen Wohlstandsoptimismus verbreitet, und zur Grünen Mitte von Essen, wo inmitten der Stadt (allerdings unter Vertreibung der dort aufgewachsenen Birken) private Luxuswohnparks entstehen. Es folgen zwei, sagen wir, historische Analysen, wobei die eine die grandiose Geschichte des Emscherparks nachzeichnet und die andere die deprimierende Verdrängung der zu Zeiten des industriellen Booms der Bürgerkultur mühsam abgerungenen proletarischen Selbstgewissheit aufzeigt.

Es kann immer so weitergehen, das wissen wir, wollen wir aber nicht. An welchen Stellen müssen also am dringendsten Veränderungen erzwungen werden? Wir hoffen auf Antworten, man nennt das heute Feedback, auch aus dem Berufs- und Alltagsleben unserer Leserinnen und Leser, und wünschen uns, dass Ihr mithelft – und auch die Hefte weitergebt zu potenziellen InteressentInnen, um auch sie mit ins Forum aufnehmen zu können, wie ja immer schon Texte von nahen und fernen Freundinnen und Freunden diese Publikation neu beleben.

So danken wir herzlich unserer Jahreskolumnistin 2012, Sumaya Farhat-Naser, die uns viermal „1würfe“ schickte aus ihrem Leben und Arbeiten für Gerechtigkeit und Frieden in den besetzten palästinensischen Gebieten! Und nun sind wir gespannt auf die „1würfe“ von Ian Pollock aus San Francisco in den vier ***AMOS***-Heften 2013!

Unsere Arbeitsweise im ***AMOS***-Kollektiv: Jedes ***AMOS***-Heft wird wie seit 1968 gemeinsam geplant, diskutiert, verantwortet. Zusätzliche langjährige Verantwortlichkeiten stehen im Impressum. Neu ist nun, dass die Moderation bzw. Koordination der Schwerpunktbeiträge rotiert: in 2012 von Hartmut Dreier (1: Krieg und Frieden II) zu Manfred Walz (2: Ökologie) zu Rolf Euler (3: Occupy/Krisen) zu Robert Bosshard (4|2012 + 1|2013: Metropole oben/unten).

Ins Jahr 2013 hinein grüßt Euch/Sie alle mit guten Wünschen die weiterhin kollektiv entstehende Zeitschrift
AMOS

Dieser Ausgabe liegt wieder die Rechnung bei. Wir danken allen Abonnentinnen und Abonnenten, die bereits gezahlt haben und erinnern gerne an die Möglichkeit, den ***AMOS*** über die Mitgliedschaft im AMOS-Verein zu beziehen. Infos auf unserer Homepage www.amos-zeitschrift.de

Der ABO-Auflage dieses ***AMOS*** liegt die neueste Ausgabe des ÖkumenischerInformationsDienst ÖID bei.

Hermann Schulz

In schlafloser Nacht

In der Nacht weckte mich ein Gedanke und ließ mich nicht weiterschlafen. Vor 33 Jahren, am Pazifikstrand von Nicaragua, waren meine drei Kinder zu weit hinausgetrieben worden; ich schwamm ihnen nach. Unsere Versuche, auf direktem Weg zurückzuschwimmen, waren nach einer halben Stunde erfolglos, das Meer zog uns immer weiter hinaus, unsere Kräfte wurden in den hohen Wellen weniger. Mich überfiel eine fürchterliche Angst. Da sagte ich, so sicher als wüsste ich es: „Wir müssen zuerst nach Süden schwimmen, dann zum Strand!“ Meine Kinder folgten ohne Widerspruch. Zu meinem unglaublichen Erstaunen gelang es! Es war, als triebe uns das Meer an den Strand, wo zahlreiche Menschen Wetten abgeschlossen hatten, ob die Rettung gelänge oder nicht. 5:1 gegen uns, wie mir jemand verschämt gestand.

Nach so vielen Jahren dachte ich den erschreckenden Gedanken zum ersten Mal: Was wäre passiert, wenn sich herausgestellt hätte, dass die Strömung weiter südlich uns nicht helfen würde? Wie konnte ich das bisher übersehen?

So als läge eine andere Geschichte auf gleicher Ebene, drängte sich eine zweite gefährliche Geschichte in mein Gedächtnis: Es gab vor 25 Jahren den Versuch einer „feindlichen Übernahme“ des von mir geleiteten Verlages. Die Gegenseite hatte in der entscheidenden Gesellschafterversammlung schweres Geschütz aufgefahren, Gutachten, dass ich als Verlagsleiter unfähig sei, Zahlenkolonnen über neue Schulden, die ich angehäuft hätte. Auch der Erste Vorsitzende des Aufsichtsrates, ein angesehener Pfarrer, forderte meine sofortige Absetzung, ich sei ja auch moralisch nicht mehr tragbar (was ich lächelnd, wie alles andere auch, hinnahm). Die versammelten Gesellschafter sahen bedrückt vor sich hin. Da meldeten sich zwei von ihnen (mit geringen Geldanteilen) zu Wort. Hartmut Dreier und Jürgen Reulecke. Auch sie hatten keine Zahlen zur Hand, denn die Gegenseite kontrollierte die Buchhaltung. Sie plädierten nicht betriebswirtschaftlich, sondern aus ihrer linken Gesinnung heraus: „Hier wollen sich Leute mit viel Geld einen Verlag unter den Nagel reißen!“ Dann kam es zur Abstimmung. Ich blieb alleiniger Geschäftsführer, der Erste Vorsitzende trat zurück, die Sache war ausgestanden.

Mein Nachtgedanke: Warum haben die beiden sich so weit vorgewagt, ohne die wirklichen Zahlen zu kennen? Ahnten sie Betrug der Gegenseite? Oder nur aus Hagen-Treue zu einem Freund?

Der Weg im Meer nach Süden hätte sich als tödlicher Irrtum erweisen können; die Nicht-Absetzung des Verlagsleiters als Ende des Verlages.

Ich zeichnete diese Gedanken noch in der schlaflosen Nacht auf und schickte sie u.a. meiner Tochter Katrina, Musikerin in Köln. Sie schrieb noch am Morgen zurück:

„In der einen Geschichte bekommst du Freundschaft und Überzeugung zweier Menschen zur Seite gestellt, in der anderen brauchte Deine Familie Deine Tatkraft und die Überzeugung, dass Handeln immer besser ist als Abwarten!“ Dann zitierte sie Lichtenberg: „Ich weiß nicht, ob es besser wird,

wenn es anders wird. Aber ich weiß, dass es anders werden muss, um besser zu werden.“ Sie schrieb mir weiter: „Und, viel wichtiger ist, was Tante Margret sagte: … und dann kommen die Momente, da man alles getan hat, was man konnte und dann kann man es nur in Gottes Hand legen.“ Und weiter: „Ich bin natürlich sehr froh, dass beide Geschichten gut ausgegangen sind. Hätten sie dich damals im Verlag abgesägt, wäre das zwar demütigend gewesen, aber vielleicht würdest Du gesagt haben: Was für ein Glück, jetzt bin ich Verlagsleiter in Trondheim, ich hätte sonst niemals Björn und Trudje kennengelernt! Und aus dem Meer hätte uns sicher ein vorbeifahrendes Schiff gerettet! – Woher ich so viel Zuversicht habe? Ich bin so aufgewachsen!“

Mein Großvater, frommer Bauer am Niederrhein, schrieb 1944 an meine Mutter nach einem Bombenangriff auf den Nachbarhof lakonisch: „Pferd tot! Bauer Hartmann gnädig bewahrt.“

Vielleicht sind solche Erinnerungen, die einen überfallen, gut, damit wir alte Geschichten ohne Angst zu den Akten legen können. Und sich keine Nachtgespenster mehr melden.

***Hermann Schulz** lebt als Autor von Kinder- und Jugendbüchern in Wuppertal. Im März 2013 ist neu erschienen: „Mandela & Nelson. Das Rückspiel“ (Aladin Verlag); im Herbst 2013 erscheint „Warum wir Günter umbringen wollten“; Illustrationen von Maria Luisa Witte (ebenfalls Aladin Verlag).*

Wolfgang Belitz

Abschied vom Dritten Weg bis 2017

Auch nach dem Urteil des Bundesarbeitsgerichts vom 20. November 2012 zum Streik in der Kirche habe ich wieder einen ausführlichen Leserbrief an die Kirchenzeitung UNSERE KIRCHE gesandt. Diesmal wurde er in vollem Umfang ohne jegliche Kürzung in der Nr. 2-2013 S.14 veröffentlicht. Darüber habe ich mich sehr gefreut, denn nun weiß jeder und jede, wie das Erfurter Urteil zu verstehen ist, denn der Text war überschrieben: „Streik ist jetzt jederzeit möglich."

Es gibt jetzt verschiedene Möglichkeiten, wie es weitergehen kann bis zur Einführung eines Tarifvertrags im kirchlichen Dienst.

1. Ich rate den Prozessverlierern, das Bundesverfassungsgericht anzurufen. Karlsruhe wird ihnen die endgültige Niederlage bereiten, wenn es über die Grundrechtsfrage zu urteilen hat. Das Bundesarbeitsgericht hat den kirchlichen Arbeitgebern nämlich mit einem sonderbaren Winkelzug unter die Arme gegriffen. Es spricht von einer Grundrechtskollision, weil die kirchlichen Beschäftigten sich auf das Grundrecht der Koalitionsfreiheit Art. 9 Abs. 3 GG berufen, wohingegen die kirchlichen Arbeitgeber sich auf Art. 140 GG berufen, die sogenannte Kirchenautonomie, nach der sie ihre Angelegenheiten selber regeln dürfen. Das ist selbstverständlich keine Grundrechtskollision, wie das Gericht meint, weil Artikel 140 GG eben kein Grundrecht ist, sondern ein Kirchenprivileg. Dieser Unterordnung des Kirchenprivilegs unter das Grundrecht hilft das Bundesarbeitsgericht ab, indem es das Kirchenprivileg „funktional" auf die Verwirklichung des Grundrechts der Religionsfreiheit aus Art. Abs. 1 und 2 GG bezieht und schon haben wir die gewünschte Grundrechtskollision, die das Gericht dann „einem schonenden Ausgleich" zuführen wollte. Das Verfassungsgericht wird den schonenden Ausgleich kassieren und das Kirchenprivileg dem Grundrecht wieder unterordnen. Wenn das Verfassungsgericht diese Linie verfolgt, wird es möglicherweise den gesamten Dritten Weg für verfassungswidrig erklären müssen.

2. Die kirchlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, ihre Gewerkschaften und Verbände können nun endlich mit dem verbrieften Streikrecht, sozusagen mit allen Mitteln, auf die Einführung des grundgesetzlich abgesicherten kirchlichen Tarifvertrags drängen. Ihre Ausgangsposition zur Erreichung dieses Ziels ist durch das Erfurter Urteil unumstößlich gestärkt worden. Letztlich ist es das erklärte Ziel dieser Bemühungen, am Ende einen flächendeckenden Tarifvertrag zu erreichen für die gesamte Branche „Soziales, Gesundheit, Pflege". Ich brauche hier nicht auszuführen, mit welchen Folgen im Verlaufe der „neoliberalen Konterrevolution" der gesamte Sozialbereich ökonomisiert und vermarktet worden ist. Der neue GSP-Tarifvertrag würde eine andere Entwicklung für Arbeitsbedingungen und Einkommen der Beschäftigten aller Arbeitgeber einleiten und einen grundlegenden Wandel des sogenannten „Sozialmarktes" befördern können. Der Direktor des Diakonischen Werkes der Hannoverschen Landeskirche beschloss kürzlich ein epd-Interview mit dem Satz: „Wir werden Gespräche mit den Gewerkschaften führen. Ich bin gespannt darauf, was sie als Bedingungen formulieren. Wir müssen jetzt das, was uns die Richter von Erfurt ins Stammbuch geschrieben haben, gemeinsam mit den Gewerkschaften auf den Weg bringen. Unser Ziel bleibt ein allgemeinverbindlicher Tarifvertrag Soziales." Mögen diese Worte auch den Verstand und die Herzen der Kläger aus Westfalen erreichen!

3. In den Mittelpunkt rückt jetzt die „Dienstgemeinschaft", auf die die kirchlichen Arbeitgeber sich immer wieder berufen. Dazu hat das Bundesarbeitsgericht festgestellt, dass das „religiöse Bekenntnis zum Leitbild der Dienstgemeinschaft" von staatlichen Gerichten nicht überprüft werden kann. Darum jetzt umso dringlicher von kirchlichen Spruchkammern. Das Wort ist eine leere Worthülse mit mehr als fragwürdiger Herkunft. Es ist theologisch kaum gefüllt worden, sondern wurde lediglich als Kampfbegriff in das Arbeitsrecht eingeführt, um Mitbestimmung und Tarifverträge im kirchlichen Dienst zu verhindern. Alle bekannten schwächlichen und schwülstigen theologisch erscheinen wollenden Ausführungen zur Dienstgemeinschaft sind haltlose Irrlehren, die die lutherische Rechtfertigungslehre und das daraus abgeleitete Verständnis von Beruf und Arbeit des Menschen missachten und verwerfen. Für ein Verfahren wegen Irrlehre existiert in der EKvW seit 1963 eine „Lehrbeanstandungsordnung". Beanstandet wird diesem Fall die theologische Lehre der Kirchenleitung und der Synode. Dieser Fall aber ist in der Lehrbeanstandungsordnung nicht vorgesehen. Sie sieht nur den Fall vor, dass ein „ordinierter Diener am Wort" Irrlehren vertritt. Gegen ihn wird ein Verfahren von der Kirchenleitung eingeleitet. Es geht immer von oben nach unten und zeigt, dass die Kirche eben keine geschwisterliche Dienstgemeinschaft ist, sondern ein bürokratischer Herrschaftsverband. Jetzt müsste die Kirchenleitung wohl ein Verfahren wegen Irrlehre gegen sich selbst und die Synode einleiten. Wir freuen uns schon auf die kirchenrechtlichen Windungen und Winkelzüge, mit denen das Landeskirchenamt dieser Forderung entgegentreten wird.

Einer der fundamentalen Ausgangspunkte der Reformation wird durch den Satz des Reformators markiert: „Auch Konzilien können irren." Im Jahre 2017 feiert auch die EKvW das 500-jährige Reformationsgedenken. Es wäre ein außergewöhnlich schönes evangelisch-reformatorisches Zeichen, wenn bis dahin ein Lehrbeanstandungsverfahren gegen die Kirchenleitung der EKvW und ihre Synode erfolgreich beendet werden könnte. Dann würde erkennbar, dass ein zentraler Grundgedanke der Reformation nach 500 Jahren in der Kirche der Reformation angekommen ist.

Wolfgang Belitz, *Mitherausgeber, und seit 1998 ständiger Kolumnist des* ***AMOS****, seit 1970 Sozialpfarrer der Ev. Kirche von Westf., lebt in Unna.*

(Die ersten 50 ***AMOS****-Kolumnen von Wolfgang Belitz, erschienen von 1998 bis 2010, sind noch einmal nachgedruckt in:* **Freiheit durch Gerechtigkeit. Schlüsseltexte zur neoliberalen Konterrevolution.** *Hg. von Walter Wendt-Kleinberg, LIT-Verlag, Münster, 2010)*

Peter Strege / Manfred Walz

Menschenorte 17

Stille – Besuch an einem lauten Ort

Klaus Harbig wurde vor mehr als siebzig Jahre geboren. Wir treffen ihn in der offenen gemeinsamen Praxis des Gast-Haus. „GAST-HAUS statt BANK“ ist die ökumenische Initiative für Wohnungslose, in der er mit anderen Medizinern und Helfenden arbeitet – ehrenamtlich, zu festen Zeiten und mehrere Tage in der Woche.

„GAST-HAUS“ ist nicht nur ein Programm, es ist das rote Haus aus der Gründerzeit, gerade gegenüber dem „Kreativzentrum“ des Dortmunder U, dort wo die Rheinische Straße, der alte Hellweg von Westen her auf den Altstadtring trifft. Ein lauter Ort, nicht nur wegen des Autoverkehrs, ein neuerdings teurer Ort – sieht man auf die Grundstückspreise. Vor allem aber ist es ein kostbarer Ort für Wohnungslose. Sie können hier frühstücken und freundliche Menschen treffen, sie können sich duschen, medizinische Hilfen und Rat für den Tag holen. Argwöhnisch ist das Auge von Nachbarn auf sie gerichtet, wegen des Werts der Grundstücke.

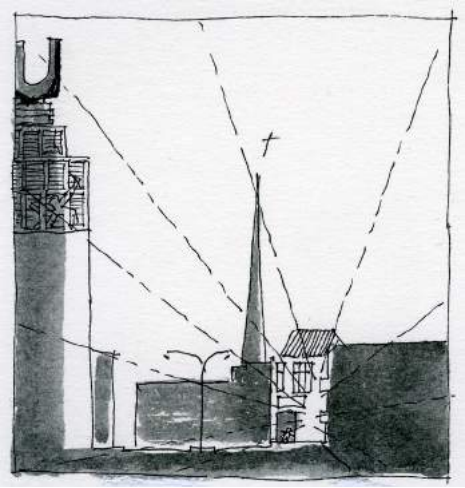
Das alles bleibt draußen vor der Tür des kleinen Zimmers von Klaus Harbig, Internist und Hausarzt: Tisch, Fenster zur Straße, ein Bildschirm und drei Stühle. Der große Schrank mit den vielen Schubladen für Medizin reicht bis unter die Decke. Hin und wieder der freundliche Kopf einer Mitarbeiterin in der Tür: eine Nachricht, ein Hinweis, eine Erinnerung. Sechs Mediziner sind es mit Klaus Harbig und sechs Helfende. Vor Jahren waren es sieben Patienten, dann dreißig und mit der EU-Öffnung für Südosteuropa werden es bald 50 pro Sprechtag sein.

Die Menschen kommen verstärkt aus Rumänien und Bulgarien, viele auch aus Polen. Sie flüchten vor Armut und Kälte, sie suchen Arbeit und Hoffnung. Auch Deutsche kommen, drogen- und alkoholabhängig. Aus Südosteuropa sind es meist Frauen mit fünf oder sechs Kindern, ohne Geld oder Ausweispapiere. Sie sind oft geschickt, Geld nach Hause zu schicken. Um überleben zu können, müssen sie Freier suchen. Die Frauen und die anderen sind Flüchtlinge, die hier in unserem reichen Land Vogelfreie sind. Sie stürzen in eine Armut, die anders ist als die aus der sie kommen, würdelos.

Das „GAST-HAUS“ ist ein Ort, in dem die Ankommenden geachtet werden, der ihre täglichen Nöte wahrnimmt. Mit der wachsenden Armut wächst das Haus, weil es wachsen muss. Das Haus beherbergt und versorgt nicht nur medizinisch. Die Engagierten des „GAST-HAUS“ haben ein Netz von Kontakten geknüpft zu den Initiativen und zu einzelnen Institutionen in der Stadt – toleriert – manches Mal in den Pflichten der Stadt, zur Betreuung der Prostituierenden und zur Palliativmedizin für Sterbende. Armut ist heute allgegenwärtig, nicht nur deutsch und südosteuropäisch sondern anders und groß auch anderswo: Die Dortmunder beraten und versuchen zu helfen in Nepal und Bolivien.

Die eigenen Kräfte sind oft erschöpft. Ganz deutlich wird für Klaus Harbig die schmerzhafte Einsicht in die Vergeblichkeit der eigenen Mühen, die Ursachen der Armut zu bekämpfen, im Angesicht der wachsenden Differenz von arm und reich in diesem reichen Land. Seine Antwort zur Frage, wie man dieser täglichen Erfahrung begegnen kann, ist einfach und lakonisch zugleich:

„Wir tun, was wir können, wir helfen, wo Hilfe nötig ist.“ Und: „Was ich hier gelernt habe ist das: ‚Nein zu sagen‘. Mir hilft Meditation und Stille. Stille ist eine Ebene, sich selbst kennen zu lernen.“ Er bezeichnet das als (seine) vierte Säule des Orts, eine die es ihm ermöglicht, täglich das „GAST-HAUS“ mit den anderen zu tragen.



Ein freundliches Gesicht schiebt sich in die schmal geöffnete Tür: „Bis Freitag also.“ Draußen, vor dem roten Haus gegenüber, spiegelt sich der Turm mit dem großen, dem vergoldeten U im Schneematsch.

Jede und jeder Lesende kann – mit seinen Mitteln – das „GAST-HAUS“ stützen: auf Ktonr.: 021 029 270, BLZ 440 501 99, Sparkasse Dortmund

---

***Peter Strege**, ist seit 40 Jahren fremd in Dortmund daheim und noch immer am Bohrständer der Poesie am Basteln.*

Manfred Walz**, Jg. 1940, in Synthese von Naturwissenschaften und Kunst in einer Ausbildung zum Architekten, dann Stadtplaner, immer zeichnend, und seit 1984 Titelblattzeichner für **AMOS

Manfred Walz

Die Not der Planenden

Planen heute für das ganze Ruhrgebiet

Das Ruhrgebiet zeigt eine Konjunktur der beispielgebenden großen Planungen für das Revier, die den strukturellen Veränderungen der Region und ihren Bedeutungsveränderungen in überregionalen Kontexten zu antworten sucht. Dabei spielen die Vorstellungen von der Möglichkeit einer zielgerechten Regelung der regionalen Entwicklung durch Planung eine wichtige Rolle.

Der große Plan oder ein Prozess?

Die Regelungsversprechen der Planung reichten zu Beginn der Industrialisierung vom Versuch der vorlaufenden Befriedung der Standortanforderungen der großen Industrien an die Infrastrukturen und an notwendige Arbeitskräfte bis hin zur damit notwendigen Bewältigung – besser Beschwichtigung – der Folgen aus laufenden Produktionen. Mit der Abkehr der Industrien und dem Bedeutungsverlust des Ruhrgebiets ergaben sich Leerstellen, Brachen und Strukturbrüche, ein Paradigmenwechsel, den wiederum die Planung zu behandeln hatte, nun nicht mehr vorgreifend sondern nachsorgend. Jetzt hatte Planung die Aufgabe, für die gerissenen Lücken und Brachen neue Nutzungen zu finden. Das gelang nicht immer und nicht vollständig. Es wurde mit Hilfe einer Prise Paradigmenwechsel kreativ gelöst: Es wurde der Eigenwert und die Schönheit der Brachen entdeckt und manchmal sogar temporäre Naturschutzgebiete!

Das Ruhrgebiet und vor allem seine Städte haben sich nach dem Verschwinden der Industrien zu Zentren von Diensten, Handel und Wandel gewandelt: Das sollen alle sehen. Zusätzlich wurden der Revier-Tourismus mit neuen Zielen, „Industriekultur“ und „Industrienatur“ entdeckt.

Da aber die Arbeitslosigkeit „unbeeindruckt“ weiter ansteigt, werden jetzt neue Orientierungen gesucht. Angesichts dieser Ausdünnungs- und Umbruchprozesse der regionalen Wirtschaft und ihrer teils globalen Orientierung wird die Not der Planung immer offensichtlicher: Die reale Entwicklung der Region hat die geltende Planung, die im letzten Jahrzehnt formuliert worden ist, längst hinter sich gelassen. Angestrengt werden jetzt neue Leitbilder für die zukünftige Entwicklung gesucht. Sie sollen die Region aus ihrem Bedeutungsverlust „heben“, auf diese Weise wird der nächste Zyklus zur großen Planung erneut eingeleitet.

Die Wiederkehr der großen Planung

Fast jede planerische Zielsetzung und Umsetzungsstrategie ist hier erprobt worden – begonnen und angesichts der ökonomischen Umbrüche sind sie wieder vergangen. Vergangen sind auch die Anstrengungen groß angelegter Beteiligungen der Bewohner, z.B. die der für die „große Planung“ besonders riskanten unter dem Zeichen der agenda 21. Prozessbezogene und nicht mehr prozessleitende Planung war die Devise des RVR ab 2008. Seit zwei Jahren hat der Regionalverband Ruhr die große Planung für die ganze Region wieder im Blick und im Auftrag. Für den Regionalen Flächennutzungsplan wird wiederum ein Leitbild gesucht, da das der „Metropole Ruhr“ nicht so recht tragfähig und begeisternd wirkt. Inzwischen spricht er, bzw. die neue Leiterin, gelegentlich wieder von der differenzierten Einheit einer polyzentralen Region.

Eine neue Ausgangssituation für die große Planung?

Mit dem „Ideenwettbewerb Zukunft Metropole Ruhr“, der gegenwärtig läuft, erwartet der veranstaltende Regionalverband als Kernelement, „die Auseinandersetzung mit den vorhandenen Konzepten, Strategien und Analysen für die Metropole Ruhr“ (Seite 0 der Projektskizze zum Förderantrag 2012).

Es scheint also wichtig, große Utopien zu entwerfen und

AKOPLAN

Institut für soziale und ökologische Planung e.V.

AKOPLAN e. V. · Huckarder Str. 8 -12 · 44147 Dortmund

Herrn
Martin Tönnes
Bereichsleiter III – Planung
Regionalverband Ruhr
Kronprinzenstraße 35
45128 Essen

Huckarder Str. 8 -12
44147 Dortmund
Tel: 0231 – 33 67 173
info@akoplan.de

Stadtsparkasse Dortmund
BLZ 440 501 99
Kto-Nr. 171 015 952

Internet: www.akoplan.de

24. Januar 2013

Betr. Ideenwettbewerb zur Zukunft des Ruhrgebietes
Vorschlag für einen weiteren Fach-Dialog

Lieber Martin Tönnes,

der Verein AKOPLAN begrüßt den dialogischen Ansatz zur Entwicklung des Regionalplans Ruhr und würde sich gerne in diesen Prozess einbringen.

Für den geplanten Ideenwettbewerb möchten wir auf ein drängendes Basisproblem der Region Ruhr hinweisen, das u.E. bei der weiteren Regionalentwicklung (wieder) mit in den Blick genommen werden muss: die wachsende Armut und Armutsgefährdung in weiten Teilen des RVR-Gebiets. In der Perspektive einer sozial verantwortlichen nordrhein-westfälischen und ruhrgebietsweiten Regionalentwicklung als „Kohäsionspolitik“ müssen Armut und (mögliche Wege zur) Armutsbekämpfung jetzt Gegenstand einer fundierten Diskussion werden.

In jüngster Zeit stand das Ruhrgebiet wiederholt im Fokus deutscher (überregionaler) Armutsstudien - zuletzt bei „Verhärtungen und neuen Trends“ (Der Paritätische, 2011) und in „Arme Kinder, arme Eltern“ (Dr. Ulrich Schneider, 2012). Farwick et al. haben dies mit ihrer „Sozialraumanalyse Emscherregion“ (ZEFIR, 2012) für einen Teilraum noch weiter unterfüttert.
Auch der jüngst erschienene Wohnungsmarktbericht NRW 2012, der die „Soziale Absicherung des Wohnens“ insbesondere in der Rheinschiene untersucht, stellt die besonders starke Armutsgefährdung des Ruhrgebiets heraus (NRW.BANK, Wohnungsmarkt Nordrhein-Westfalen 2012). Der vom RVR herausgegebene Bildungsbericht für das Ruhrgebiet verweist auf armutsbedingte Bildungsdefizite in unserer Region.

Wir machen deshalb **zwei Vorschläge**:

1. In die Aufgabenstellung für den Ideenwettbewerb werden die Themen Armut und Armutsgefährdung, Arbeitslosigkeit und Defizite im Bildungssystem ausdrücklich als Punkte aufgenommen, mit denen sich die WettbewerbsteilnehmerInnen auseinandersetzen und Lösungsvorschläge erarbeiten müssen.

energisch zu propagieren. Es werden damit wohl erneut wie bei den Planungen der IBA Emscherpark und der Ruhr 2010 ein paar kleine aber notwendige Verbesserungen im „Beifang“ des großen Planungszugs für die Bewohner bleiben. Dabei könnte sich das Ruhrgebiet auf seine Stärken besinnen, seine Vielfalt in der Verknüpfung der unterschiedlichen urbanen Zentren suchen. Längst braucht sich die Region nicht mehr von außen regieren zu lassen. Arnsberg, Düsseldorf und Münster brauchen ein Ruhrgebiet nicht (mehr), um sich täglich ihrer eigenen Bedeutung zu vergewissern.

Nicht nur auf das Ergebnis der großen Planung für uns, die Bewohner, dürfen wir gespannt sein, vielmehr noch auf die Folgen und Wirkungen für unsere Lebensqualität im nächsten Jahrzehnt.

Die Initiative „akoplan“ aus Dortmund versucht nun an den existenziellen Problemen der Bewohner der Region anzusetzen.

Dazu wird hier die Anfrage zur Mitplanung der „akoplan“ an den RVR als Ausrichter des Wettbewerbs für die Region im Faksimile abgedruckt. ***AMOS*** wird das Jahr über den Wettbewerbsprozess begleitend kommentieren.

***Manfred Walz**, s. S. 5*

2

2. schlagen wir vor, für und mit den PlanerInnen der Region einen Fachdialog zu „Regionalentwicklung und Armutsbekämpfung in der Region Ruhr“ auszurichten. Der Fachdialog sollte drei Diskussionsteile enthalten:

a. Begriff und regionalpolitische Bedeutung von Armut
Ansätze liegen dazu vor in den sogenannten Armutsgefährdungsquoten, dem mittleren Äquivalenzeinkommen und der Definition von Sozialleistungsquoten der Bundesrepublik und der Europäischen Union. Außerdem diverse soziologische und regional-ökonomische, regional-soziologische und regional-politische Literatur, u.a. Prigge/Böhme, Soziale Stadtpolitik (2013).

b. Umfang, Ursachen, Folgen und spezifische Ausprägungen von Armut im Ruhrgebiet
Teilbefunde dazu liegen in diversen deutschen, nordrhein-westfälischen sowie den kommunalen Armutsberichten aus der Region vor, u.a. der „Sozialraumanalye Emscherregion“ (2012), ferner in Arbeitsmarktberichten, Wohnungsmarktberichten. und im o.g. Bildungsbericht des RVR. Sie müssten nur zusammengetragen und systematisiert werden. Gibt es Besonderheiten der Armut im Revier, ihren Ursachen und Auswirkungen, im Vergleich zu der in anderen Regionen bzw. Agglomerationsräumen?

c. Armutsbekämpfung regional und lokal, aber von regionaler Bedeutung
Wir plädieren dafür, die zahlreichen lokalen Ansätze integrierter Stadtentwicklung für einen integrierten Ansatz regionaler Entwicklung auszuwerten, insbesondere die zahlreichen Initiativen und Projekte gegen Armut und Ausgrenzung, wie wir sie auf Stadt(teil)- und Quartiersebene kennen.
Darüber hinaus wären Akteure der Sozialen Intervention wie der Paritätische, Kirchen, Diakonie und Caritas, Arbeitslosenzentren und Sozialforen, aber auch kommunale und Landesinitiativen der Integration, wie z.B. die Büros der Regionalen Arbeitsstelle zur Förderung von ausländischen Kindern und Jugendlichen in Ruhrgebietsstädten und andere anzuhören, sowie Vertreter von einschlägigen wissenschaftliche Einrichtungen wie etwa ZEFIR.
Zur Mitarbeit eingeladen werden sollten auch Vertreter der vielen anderen zivilgesellschaftlichen Initiativen zur Beschäftigung, zur schulischen, ausbildungs- oder qualifizierungsorientierten Bildung und von Initiativen zur Förderung von beruflicher oder regionaler (Sozialtickets!) Mobilität zwischen Duisburg und Hamm.

Wir sind gerne bereit, diesen Dialog in zentraler Verantwortung in Abstimmung mit Dir bzw. dem RVR in der ersten Hälfte dieses Jahres vorzubereiten und in der zweiten Hälfte des Jahres 2013 zu realisieren. Wir haben als wissenschaftlicher Verein im Bereich sozialer und ökologischer Planung die notwendigen Verbindungen und Erfahrungen. U .a. haben wir in den neunziger Jahren die Internationale Bauausstellung Emscher Park durch unsere Intervention „IBA-von-Unten“ maßgeblich und 10 Jahre lang kritisch begleitet.

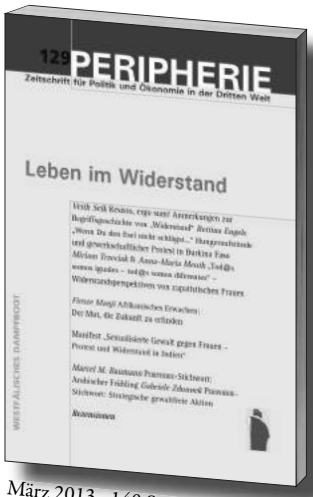
Mit freundlichen Grüßen

Heiko Holtgrave Sebastian Müller

VERLAG WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

PROKLA 170 fragt nach den Akteuren der sozialen Kämpfe südlich der Sahara, dem Verhältnis von städtischen und ländlichen Räumen, der Rolle des Staates und nicht zuletzt auch der internationalen Institutionen, der transnationalen Konzerne und den multiplen globalen Krisen.

März 2013 - 175 S - € 14,00



PERIPHERIE 129 fragt u.a. nach Begriff und Ethik des Widerstands, nach seinen AkteurInnen, aber auch den Methoden und Techniken sowie nach den Wechselwirkungen zwischen gewaltfreiem und gewaltsamem Widerstand.

März 2013 - 140 S. - € 12,00

Wohnen ist wesentlicher Bestandteil einer menschenwürdigen Existenzsicherung und Ort privater Lebensführung.
Wohnungen sind gerade auch wegen ihres Charakters als privater Raum keineswegs frei von Herrschaftsverhältnissen.
Wohnungen sind auch Interventionsfeld sozialer Arbeit in ihrem Doppelcharakter von Hilfe und Kontrolle.

März 2013 - 119 S. - € 15,00

günstiger im Abonnement!

www.dampfboot-verlag.de/zeitschriften.html

WWW.DAMPFBOOT-VERLAG.DE

Wolfgang Schaumberg

Opel-Krise zermürbt

*Die jahrelangen Kämpfe um Erhalt der Arbeitsplätze bei Opel in Bochum, jetzt um den Erhalt der Auto-Produktion, zermürben wohl größere Teile der Restbelegschaft. Wir bekommen den Eindruck, dass im Augenblick (bei der **AMOS**-Schlussredaktion Ende Februar) – wo noch verhandelt wird zwischen Betriebsrat und Vorstand – kaum gegen die tiefe Resignation anzukommen ist. „Gute Abfindung" als derzeitige Massenforderung möchten wir auch nicht einfach unterstützen. Wer weiß, ob sich in der Belegschaft doch noch ein selbstständiger Kampf entwickelt ... **AMOS**-Redaktion*
(Dieser Text ist eine am 28.01.2013 gekürzte und aktualisierte Fassung der Erstveröffentlichung im August 2012: http://labournet.de/branchen/auto/gm-opel/bochum/schaumberg_gegenwehr.html.)

Landesweit und sogar international hat die Bochumer Opel-Belegschaft durch ihre selbstständigen – sogenannten „wilden" – Streiks im Jahr 2000 (5 Schichten) und besonders 2004 (11 Schichten) Aufsehen erregt. Aktuell steht wieder eine harte Auseinandersetzung an, unter schwierigen Bedingungen.

Die Drohung, das Werk in Bochum schon Ende 2014 zu schließen, wird als Erpressung der Belegschaft für die Zustimmung zu erneuten Lohnkürzungen benutzt.

General Motors entscheidend, nicht „Opel"

Opel ist zur Zeit allerdings der größte Verlierer auf dem europäischen Automarkt, im ersten Halbjahr 2012 minus 15% verglichen mit dem Vorjahresabsatz. Doch wer von Opel redet, muss General Motors in den Blick nehmen. 2011 hat GM 7,7 Milliarden USD Gewinn ausgewiesen (bei 750 Mio. USD Verlust in Europa). Der nach Verkaufszahlen weltweit größte Automobilkonzern – kürzlich von Toyota an die 2. Stelle versetzt – hat die Erde in Profitzonen aufgeteilt, eine davon ist GM-Opel/Vauxhall Europa (mit seit Kurzem 7% Beteiligung an PSA). Die wichtigste nach USA/Kanada ist „GM International Operations" und umfasst Asien, Afrika, den Mittleren Osten, Russland sowie Chevrolet Europe; die Zentrale ist in Shanghai. Sie hat für die ersten sechs Monate 2012 einen Verkaufsrekord von knapp 2 Millionen Autos veröffentlicht, was ca. 40% aller GM-Neuwagen-Verkäufe ausmacht. Besonders in China, auf dem größten Automarkt der Erde, hat GM – durch seine 11 Joint Ventures mit chinesischen Firmen wie SAIC und Wuling und als seit nunmehr 8 Jahren dort ununterbrochen führender Automulti – im ersten Halbjahr 2012 verglichen zum Vorjahr 11,8% mehr Autos verkauft, unter vielen anderen auch seine Opel-Marken Zafira, Astra und Antara! Rekorderfolge meldet GM auch aus Russland, daher der Ausbau des Werkes in Petersburg von 98.000 PKW-Jahresproduktion auf 230.000 und die Investitionsankündigung von 1 Milliarde USD in den nächsten 5 Jahren.

Bleibt festzuhalten: Nach der Insolvenz am 1. Juni 2009 und der Rettung durch Verstaatlichung hat sich General Motors seit dem Rückgang an die Börse im November 2010 überraschend schnell erholt. GM ist sicherlich derzeit noch in der Lage wie 2004, zur „sozial friedlichen" Abwicklung des in Europa geplanten Personalabbaus samt Werksschließung von Opel-Bochum wieder eine Milliarde USD einzusetzen. Wegen des Streiks 2004 bei Opel in Bochum hatte GM ja diese Summe ausgegeben, und man lockte so erfolgreich beispielsweise 53 Jahre alte Elektriker, bei 28-jähriger Werkszugehörigkeit mit 190.000 Euro Abfindung den Arbeitsplatz aufzugeben.

GM greift an

Klar, dass das GM-Management nun alles versucht, möglichst schnell und mit möglichst geringen Abwicklungskosten auch auf dem unverzichtbaren europäischen Markt wieder in die Gewinnzone zu kommen.

Mit der Vernichtung von Arbeitsplätzen als härtester Maßnahme einher geht der Angriff auf die Löhne. – Wie bekannt ist es GM in Tarif-Verhandlungen mit der IG Metall gelungen, die eigentlich ab April fällige Tariflohnerhöhung von 4,3% „auszusetzen". Verzicht auf Wochenendzuschläge, Zustimmung zu weiterer Arbeitszeitflexibilisierung und zusätzlichen Leiharbeitnehmern hatte Opel schon im Frühjahr in einem neuen „Horrorkatalog" gefordert.

Was macht die IG Metall, die mit über 2 Mio. Mitgliedern größte Metall-Gewerkschaft der Welt?

Die IGM-Führung nennt GM „erpresserisch" und fordert: Bessere Manager müssen her! „Das Management setzt auf Erpressung statt auf eine Gesamtstrategie … Management billig und planlos" (Zeitung der IG Metall, Juni 2012). Und der IGM-Vorsitzende Berthold Huber: „Wir brauchen einen entschlossenen Vorstand, der die Probleme anpackt, der Visionen hat und Opel nach vorne bringt, gemeinsam mit der Belegschaft."

Vor diesem Hintergrund ist das Eingreifen der IGM bei Opel zu beurteilen: Im Spitzengespräch zwischen GM, Berthold Huber, dem Gesamtbetriebsrat (GBR) und den vier Ministerpräsidenten der Bundesländer mit Opel-Standorten wurde am 13. Juni 2012 festgelegt, dass „bis Ende Oktober über den Ausschluss betriebsbedingter Kündigungen bis Ende 2016 verhandelt" werden muss (womit Opel-Bochum „wertvolle Zeit gewonnen" hätte).

Hubers Behauptung „Wir geben keinen einzigen Standort preis" (Juli 2012) hält weitere Verzichtsleistungen offen. Wie der IGM-Vorsitzende hatte schon der Frankfurter IGM-Bezirksleiter und Opel-Aufsichtsrat Armin Schild gedroht: Alle vier heimischen Standorte, auch Bochum, müssen erhalten bleiben. „Wer Bochum schließen will, wird auf den Widerstand der ganzen IG Metall stoßen …" Der „ganzen IG Metall"? Nein, so ist das nicht angesagt: „… Widerstand – in allen Opel-Standorten" schränkte Schild am Ende nämlich ein (Westdt. Allg. Zeitung, 19.05.2012).

Zur Verlagerung der Astra-Produktion nach Ellesmereport/England und dem massiven Lohnverzicht der Belegschaft dort hieß es seitens der IGM-Sprecher: „Dass irgendwann der Schwächste umfällt, ist klar," (WAZ, 19.05.2012). „Klar" ist das ja wohl nur dann, wenn sich die Androhung der IGM von europaweitem gemeinsamem Widerstand gegen den Angriff von General Motors als Luftblase erweist.

So ist es nicht verwunderlich, dass die IG Metall in ihrer

jüngsten Mitgliederzeitung „metall“ (Januar 2013, S.2) nur zwei Forderungen stellt: „… betriebsbedingte Kündigungen auszuschließen und einen Wachstumsplan vorzulegen“. Beides hat GM bereits zigmal zugesagt.

Gegenwehr? Betriebsrat in Bochum …

Der BR-Vorsitzende Rainer Einenkel kritisierte natürlich auch die Astra-Verlagerung, wie immer knallhart und voll auf Linie der IGM-Führung: „Wir haben es satt, verarscht und belogen zu werden … Diejenigen, die die Scheißqualität liefern, dürfen die Autos bauen.“ Die Entscheidung sei „unsinnig“, zumal die Astra-Produktion in Bochum rund 500 Euro günstiger als etwa in Ellesmere Port sei (WAZ, 21.5.2012). Wenn der BR-Vorsitzende die Qualitätsarbeit seiner Belegschaft lobt, mag das verständlich sein. Die Belegschaft im englischen GM/Opel-Werk abzuqualifizieren, zeigt aber sein ungewerkschaftliches Konkurrenzdenken …

Da aus der Belegschaft immer wieder Stimmen laut werden, endlich härtere Gegenwehr oder sogar Streik zu organisieren, musste Einenkel darauf eingehen. Einerseits, nach der Ankündigung der „Astra“-Verlagerung, wird er zitiert: „Betriebsrat bei Opel droht mit Spontanstreiks. Einenkel kündigte spontane Arbeitsniederlegungen ‚bei der ersten Äußerung zur Schließung‘ an“. Typisch ist andererseits seine Warnung am Tag nach der aktuellen Schließungsankündigung: „Wir lassen uns nicht zu einem Streik provozieren!“ (WAZ, 11.12.2012, S.1) Schon im März hatte Einenkel versprochen, „man werde nicht in ‚blinden Aktionismus verfallen‘, sondern zusammen mit Belegschaft, IGM und Politik ‚kluge Lösungen‘ anstreben.“ Und am 1. Juni verkündet Einenkel als „letztes Mittel“: „Als letztes Mittel könnte die Gewerkschaft mit einem langen Rechtsstreit drohen …“ (ZEIT online 1.6.12)

Gegenwehr? Belegschaft in Bochum eigensinnig …

Dass es in der Belegschaft auch eine andere Stimmung gibt, zeigt der Offene Brief vom 21.6.2012 an den IGM-Bezirksleiter Oliver Burkhard „von Bernd Brenneke, Dirk Bresser, Michael Fest, Ulrich Held, Michael Kirchmayer, Michael Schmidt, Bernd Woznicka – Stellvertretend für Vertrauens-KörperLeitungs-Mitglieder, Tarifkommissions-Mitglieder, Vertrauensleute und Betriebsräte“: „Nachdem bekannt wurde, dass die Tariferhöhung für Opelaner gestundet werden soll, traf diese Entscheidung hier in Bochum auf Unverständnis. Unsere KollegInnen nahmen am Warnstreik teil, und zwei Tage vor Bekanntwerden dieser Stundung wurden im Betrieb die kämpferischen Flugblätter der IGM verteilt. Auf diesen Blättchen wurde uns noch die zu erwartende Tariferhöhung vorgegaukelt. Auf unzählige Anfragen an die VKL und die IGM wurde immer wieder behauptet, dass wir nichts mehr zu verschenken haben … Es kann doch wohl nicht sein, dass eine Gewerkschaft (Arbeitnehmervertretung) über Werkschließungen mit dem Arbeitgeber verhandelt. … Weiterhin stellen sich die Kolleginnen und Kollegen in Bochum die Frage, wer dem Kollegen Huber den Auftrag gegeben hat, die Verschiebung der Tariferhöhung zu veranlassen, und ... mit Opel (GM) über Zugeständnisse der Belegschaft und die Schließung des Werkes in Bochum zu verhandeln. …“

Es gibt also nach wie vor eine Aktionsdebatte. Doch sind bisher außer kurzzeitigen Produktionsstopps wegen Betriebsrats-Informationen keine harten Gegenangriffe gegen GM in Sicht. Dazu muss man wissen:

1. Viele der 3.100 KollegInnen, besonders die Älteren, „haben die Faxen dicke“ und warten nur noch auf eine Abfindung (Altersdurchschnitt in Bochum über 47 Jahre).

2. Es gibt kaum noch Hoffnung – besonders nach den enttäuschenden Erfahrungen bei den beiden gewerkschaftlich nicht unterstützten Streiks 2000 und 2004 – auf die IGM, dem Konzern wirklich wehtun zu wollen. Bundesweite Boykottaktion gegen Opel, Soli-Streiks in allen Werken, solche Ideen widersprechen alle dem erklärten IGM-Ziel, Opel müsse „Wachstum“ und Profitabilität wiedergewinnen.

3. Man sieht heute nicht mehr die Produktionsmacht, durch mehrere Tage Betriebsbesetzung in Bochum ganz Opel-Europa lahmlegen zu können.

4. Derzeit macht die Kurzarbeit – nur 3 bis 4 Schichten Arbeit pro Woche bei 94% Lohnausgleich! – auch jede massivere Belegschaftsaktion sehr schwierig …

5. Es gibt keine Einigkeit in den Forderungen: „Abfindung!“ hieße Aufgabe des Werkes. „Weiter hier Opel-Autos bauen“ erscheint als unrealistisch, als Konkurrenz gegen andere Belegschaften fragwürdig und ökologisch kurzsichtig …

Aber: Auch bei vielen Jüngeren kann ein unattraktives Abfindungsangebot dazu führen, dass ihnen „der Kragen platzt …“ – Damit ist aber längst nicht massenhaft die Einstellung verbunden: „Wir wollen bleiben, auch ohne Euren Profit retten zu wollen! Wir haben keinerlei Grund zu verzichten, zahlt Eure Krise selber!“

Gegenwehr braucht Perspektive

Die einzelbetrieblichen Abwehrkämpfe, meist unter gewerkschaftsoffizieller Regie, sind nach wie vor weit entfernt von den linken antikapitalistischen Protestkundgebungen, wie diese umgekehrt noch weit entfernt sind von den Verteidigungsforderungen und dem Alltagsbewusstsein der meisten Lohnabhängigen. Raus aus den Betrieben, vor die Rathäuser, für Forderungen wie „Voller Lohn bei Kurzarbeit“, „6-Stunden-Tag mit vollem Lohnausgleich“ oder „Weg mit Hartz IV“ und „Wir zahlen nicht für Eure Krise!“ – dafür ist noch keine Massenbewegung in Sicht.

Die aktuelle Krisenentwicklung wird auch bei der Masse der Beschäftigten in der Automobilindustrie die grundsätzlichen Debatten über unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem anheizen. „Überführung von Schlüsselindustrien in Gemeineigentum“ (§ 2.4 der gültigen IGM-Satzung!) – die meisten Kolleginnen und Kollegen verbinden zur Zeit mit derartigen Forderungen nicht nur deswegen keine Hoffnung, weil sie die Macht fest in den Händen der 1% sehen. Zu Recht wird nämlich gefragt: Was käme denn danach auf uns zu? Wer immer von „Enteignung“ redet, muss die Aneignung mitdiskutieren. Und dabei kann auch an Lernprozessen in moderner Produktion angeknüpft werden, wenn man sich überhaupt damit beschäftigt.

Wolfgang Schaumberg *arbeitete 30 Jahre lang bei Opel in Bochum, war 25 Jahre Betriebsratsmitglied. Als Rentner weiterhin aktiv in der Opel-Arbeitergruppe GoG (Gegenwehr ohne Grenzen), in der Gewerkschafts- und Sozialforenbewegung und in Vernetzungsprojekten mit Menschen in China.*

Wolfram Breger

Essens „Grüne Mitte“ – keine „grüne Lunge“

Bei der Demontage kapitalmäßig nicht mehr nutzbarer Industrie- und Verkehrsanlagen mit Umwidmung zu neuen profitbringenden Zwecken kann jede Verbesserung der Lebenswelt von den Planern, Bürokraten und Politikern nur gedacht werden als Geschäftsidee, als Feld neuer Investitionen, mit denen jemand Gelegenheit bekommt Geld zu verdienen.

Wie solcher Rückbau aussieht, zeigt in Essen die Erfindung der „Grünen Mitte“ („neues Universitätsviertel“) auf einer Brache zwischen dem nördlichen City-Rand und der Universität, einem 13,3-ha-Areal ehemals mit Bebauungsresten und Gleisanlagen – groß genug, dass hier die Schlussveranstaltung der Essener Love Parade mit Hunderttausenden Teilnehmern stattfinden konnte.

Wo ist der Hyde Park, der Jardin du Luxembourg?

Was braucht eine Halb-Millionen-Stadt wie Essen, die sich gerne als Kapitale der „Metropolregion Ruhr“, sozusagen als Metropolen-Metropole, geriert? (Als Metropolregion rechnet der Regionalverband Ruhr das Ruhrgebiet mit seinen 5 Mio. Einwohnern an die dritte Stelle „in Europa“, wobei entweder Istanbul, selbst nur mit seinem europäischen Teil, und Moskau vergessen oder die Ballungsräume um London mit 8,1 Mio. Einwohnern und Paris mit 11,4 Mio. nicht gezählt werden.) Jedenfalls ist der selbstgewählte Maßstab ein bisschen zu hoch.

Die Antwort liegt auf der Hand: Was fehlt, ist ein großer Park im Innenstadtbereich, nah an der verkehrsreichen, dicht bebauten Essener City, vergleichbar den Parkanlagen der (echten) Metropolen London oder Paris mit Hyde Park oder Jardin du Luxembourg.

Der Stadtgarten im Süden, der Kaisergarten im Norden, der eintrittspflichtige Grugapark, die Wald- und Grüngebiete an Baldeneysee und Ruhr machen Essen statistisch zu einer besonders grünen Stadt in NRW und Deutschland, und nun kommt eine „grüne Mitte“ hinzu, die diesen Namen aber nicht verdient.

Was Betroffene wollten und was dann wurde

In einer „Perspektivenwerkstatt“ waren 1999 die Bürger aufgerufen, ihre Ideen zur Neugestaltung des Areals einzubringen. 200 – 300 Menschen beteiligten sich über mehrere Tage an Workshops, in denen sie themenbezogene Visionen und Vorschläge entwickelten. Hauptpunkte des von einem Team aus England exzellent moderierten und dokumentierten Projekts waren:

- Eine „neue große Grünfläche (Stadtgarten Nord)“ (S. 49 im Abschlussbericht), oder, wie NRZ und WAZ im April 1999 titelten: „Eine grüne Oase ist das Herzstück“; „Berliner Platz soll grüne Lunge werden“ (S. 40), also ein echter Park „auch mit Tieren“, mit Radwegen, vielfältigen Spielmöglichkeiten für Kinder, Fußballplätzen und „größeren Bäumen“ (S. 68)
- Eine „Multifunktionshalle“ und ein „Jugendzentrum“. Eine neue Schule und ein neuer Kindergarten – nicht zu Unrecht auf der Wunschliste
- Mischbebauung mit unterschiedlichen Wohnformen und „kleinflächigem Gewerbe“, „welches vor allem dem täglichen Bedarf nachkommt“ (S. 67); „Städtische Plätze“ (Mehrzahl) „mit Kneipen, Cafés, Restaurants“(S. 53)
- Rückbau des Berliner Platzes „auf normale Kreuzung“
- ein neuer S-Bahnhof „mit Ausgängen zur neuen Unterführung und zum [universitätsnahen] U-Bahnhof Rheinischer Platz“ (S. 53)

Von alldem hat die städtische Politik nur eins geschafft/gewollt: etwas über 9 Hektar Wohn- und Bürobebauung und 4 Hektar Grünanlage mit 400 m langem stehendem Gewässer, umsäumt von Staudeninseln und Zierobstbäumen, und einigen Kinderspielplätzen. Größere Bäume haben keine Chance wegen der Abwasserleitung und der U-Bahn-Linie direkt unter dem Areal. Weder gibt es irgendwelche Kommunikations- und Betätigungsräume für die Anwohner noch gar Ähnliches für die Jugend – offene Jugendarbeit findet in Essen, nach Beerdigung des JZ Papestraße, ausdrücklich nicht mehr statt.

In keinster Weise wurde die katastrophale Verkehrssituation angegangen. Im Projektbericht heißt es: „Der Autoverkehr wurde als eines der größten Probleme im Viertel genannt. Das starke Verkehrsaufkommen am Berliner Platz und auf der Friedrich-Ebert-Straße verhindert eine vernünftige Anbindung an die Innenstadt bzw. an die Entertainmenteinrichtungen wie Cinemaxx oder Colosseum.“ (S. 67) Besonders ausgeprägt ist dies am Berliner Platz mit seinem unübersichtlichen Labyrinth von Zebrastreifen, Ampelanlagen, Unterführungen und Umwegen – eine Problematik, die nach 13 Jahren der Essener Polizei auffällt, dass nämlich dieser Knotenpunkt den Anschein eines Kreisverkehrs erweckt ohne es zu sein, was ständig zu Irritationen bei Verkehrsteilnehmern führt.

Die Stadt Essen giert nach Investoren

Das Gelände wird von zehn Investoren bebaut und vermarktet. Geplant und teilweise realisiert sind eine neue Zentrale des „abwanderungsgefährdeten“ (Jargon der Planer) WAZ-Konzerns; eine neue Hauptverwaltung der AOK, ein neues Hörsaalzentrum der Universität mit rd. 1.200 Plätzen; 157 Eigentumswohnungen; 19 Einfamilienhäuser und 287 Mietwohnungen.

Zum Arbeiten nicht unangenehm, zum Leben – na ja. Sicher nette Wohnungen in einer netten Grünanlage, nachts vollständig erleuchtet (ein unverzichtbarer Energieaufwand, da z.B. das Gewässer in keiner Weise abgesichert ist), und so kann man abends nach dem Kino, wenn man lebend über den Berliner Platz gekommen ist, nach Hause spazieren; auch der Weg von der verelendeten City-Nord zum Flohmarkt auf dem Uni-Gelände ist hübsch. Bei der Werbung muss man allerdings aufpassen. Bei einem der Investoren werden „kurze Wege“ angepriesen z. B. zum Aalto-Theater oder zum – längst aufgelösten – Luisengymnasium (beides am andern Ende der City). Wem es Spaß macht, auf solche Weise begrünt zwischen

- dem unsäglichen Berliner Platz, dem angrenzenden Ein-

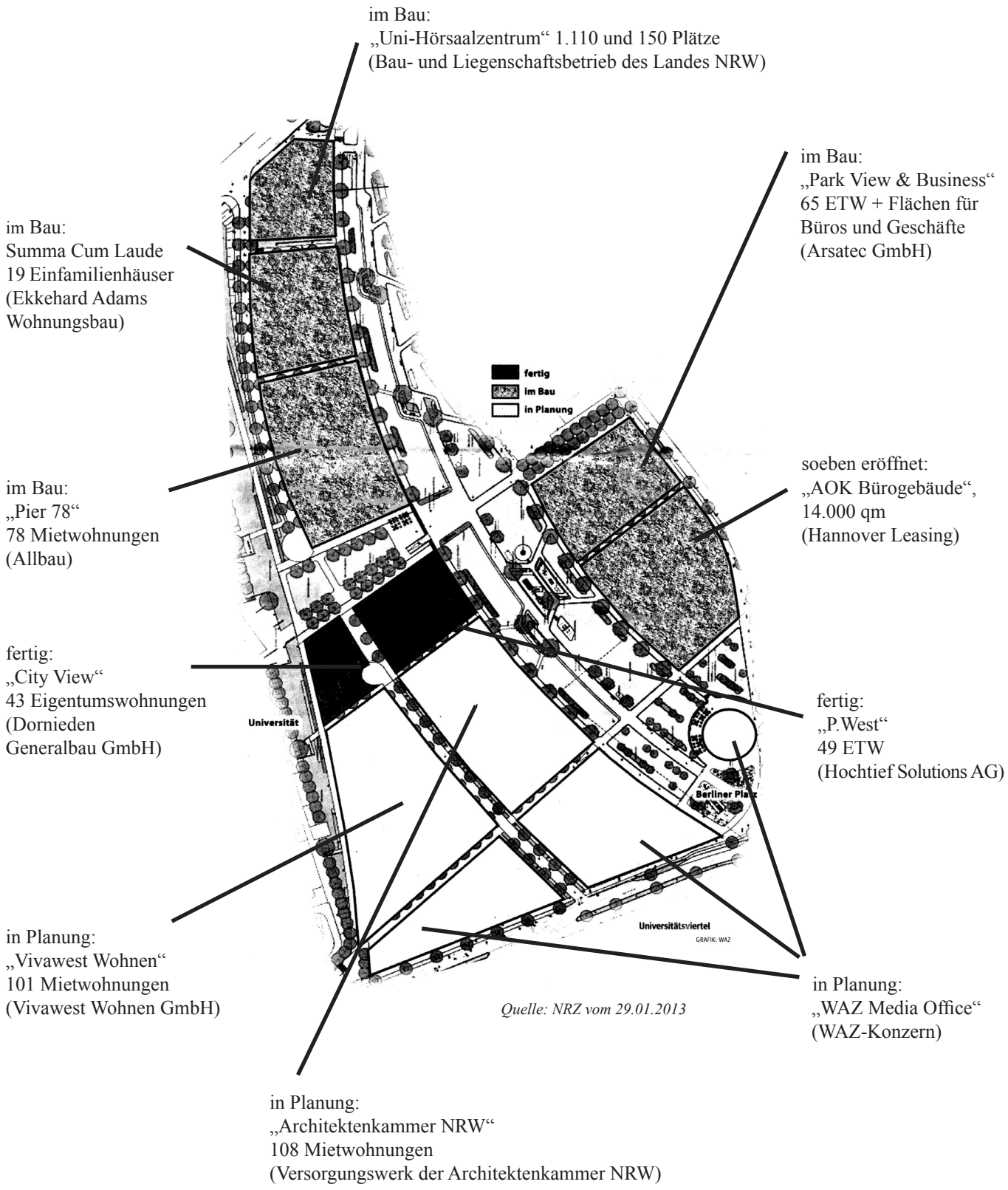
kaufszentrum (einem der größten seiner Art), wo man seinen täglichen Bedarf an Kleinkram besorgen muss, denn was anderes gibt es nicht, und dem Arbeitsamt mit benachbarter Bordellstraße einerseits,

- dem neuen Hörsaalzentrum und den seinerzeit bewusst fabrikmäßig-hässlich gestalteten Universitätsklötzen auf zwei anderen Seiten,
- und im Süden die vierspurige Raserei der Friedrich-Ebert-Straße als Grenze zur City

in einer Eigentumswohnung von 91 qm ab 233.000 Euro zu wohnen, der mag das tun. Ein zentraler Stadtpark, eine „grüne Lunge“ als Anziehungs- und Mittelpunkt ist es nicht.

Zudem lassen sich Sicherheits- und Lärmprobleme voraussehen, allen Schönredereien und bislang erfolgten Verkäufen zum Trotz. Die Realität kommt noch. Das Schönste am Sonntag ist der Sonnabend (Tucholsky)?

***Dr. Wolfram Breger**, Sozialwissenschaftler in Essen*



Quelle: NRZ vom 29.01.2013

Wolfgang Richter

Der Phoenix See – eine Anmerkung zur Gestalt sozialer Spaltung

Hörde ist ein Stadtteil im Dortmunder Süden, der erst 1928 eingemeindet wurde – da war hier schon fast hundert Jahre Stahl produziert worden, seit 1840 in der „Hermannshütte“, später im „Hörder Bergwerks- und Hüttenverein“, schließlich ab Beginn des 20. Jahrhunderts (1906) flächen- und raumgreifend unter dem Namen „Phoenix“ in der Regie immer schneller wechselnder Konzerne wie Hoesch, Hoogovens, Krupp und Thyssen. Die Kriegs- und Friedensproduktion lief bis in die 60er Jahre gewinnbringend, danach bröckelten die Renditen der Eigner, schließlich stand ihre Expertise „Montan geht nicht mehr“. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts (2003) wurde der letzte Teil der Anlagen stillgelegt und abgerissen.

Heute ist Hörde der Stadtteil „mit dem See“. Der Name des Stahlwerks fand Verwendung für den „Phoenix-See“ – sonst blieb wenig, einige Museumsstücke im Gelände. Die passen gut in das neue Ensemble, das den vielbeschworenen Strukturwandel im Ruhrgebiet verdeutlichen soll und dies auf seine Weise auch tut. Die schmutzig schwarze Produktion ist weg, sauber weiße Dienstleistung kommt und wird gerade in hoher Grund- und Geschossflächendichte prominent platziert. Und die rohen Produzenten und ihre Familien sind weg, feine Dienstleister/innen kommen – für die Wohnansprüche der Oberen unter ihnen sind die Hänge rund um den See terrassiert. Sie werden gerade „hochwertig“ in funktionaler und ästhetischer Selbstdarstellung mit Eigenheimen bebaut.

Erst heute – die Bauleitplanungen sind lange „durch“ – fällt den Machern auf, dass kein Platz für Sozialen Wohnungsbau vorgesehen, will sagen keine Maßnahme ergriffen wurde, ihn mittels verträglicher Grunderwerbskosten finanzierbar zu halten. Das planerische Leitbild „soziale Mischung“ war und ist eine Konstruktion für die urbane Öffentlichkeitsarbeit, die tatsächliche Entwicklungen zu verschleiern sucht (ganz wie Armuts- und Reichtumsberichte der Bundesregierung). Soziale Vertreibung wenig erwünschter oder gänzlich unerwünschter Teile der Stadtbevölkerung ist Teil jeder „Aufwertungspolitik“. Oft findet sie unbemerkt in kleinen Losen statt, selten so unübersehbar im großen Los wie hier am eigens dafür geschaffenen See.

Dass sich Wohnungsbaupolitik auf die oberen Einkommenssegmente konzentriert, ist Teil der laufenden Umverteilung des gesellschaftlich erarbeiteten Reichtums zugunsten „der da oben“ und Ausdruck der Verarmung der öffentlichen Hand. Die Unfähigkeit, auch den nicht Begüterten Ressourcen bereitzustellen, ist kein unliebsames Nebenergebnis von Planung, sondern bewusst so hergestellte und mit jeder glanzvollen Einweihung gefeierte Gesellschaftspolitik.

Wohnbauten für arme Menschen hießen gerne „Schlichtwohnungen“ – Dach über dem Kopf, billig, technisch weit unterhalb des Niveaus, das gesellschaftlich erreicht war. Die Alternative für so schlichtes Wohnen war und ist vernachlässigter, marode und verschlissen zurückgelassener Raum – Schrotthäuser wird heute schnell gesagt (oft, um neue Vertreibung vorzubereiten). „Schrottviertel“ wachsen trotz oder wegen aller Stadt- und Sozialprogramme. Raum, ihr eigenes Leben leben zu können, mussten sich Unterbezahlte, Erwerbs- und Mittellose, An-den-Rand-Gedrängte und Flüchtlinge immer erst erobern. In alternden Quartieren waren und sind solche Räume zu finden. In leergeräumtem und hochglänzend neu bebautem Gelände sind auch diese Chancen beseitigt – es geht hier nicht nur um Vertreiben, sondern auch darum, Rückkehr zu verhindern.

Es heißt, alle wollen, dass es sozialer, gerechter, demokratischer zugeht. Wollte man es wirklich, bräuchte es das Erarbeiten einer Idee von lebendigem Zusammenhalt einer (Stadt-) Gesellschaft, die mehr ist als das Interessengerangel und -gekungel der lokalen Eliten und mehr ist als das sich Fügen der Mittel- und Unterschichten in den ihnen jeweils zugebilligten Milieus. Wollte die (Stadt-) Gesellschaft wirklich eine andere Praxis, bräuchte sie das Erkennen und Bearbeiten von Widersprüchen und das Entdecken und Hüten von Respekt für alle Stadtbewohner/innen. Die Instrumente zu einer wirksamen Umverteilung von oben nach unten. Letztlich den Abschied von der Schutzbehauptung, es gebe keine Alternative.

***Wolfgang Richter** schrieb zu Planung und Ausführung des Phoenix Sees in AMOS 3|2004: Phoenix – einst ein Name für Kohle und Stahl – heute ein Name für das Wässern und Fluten von Erinnerungen, und in AMOS 1|2011: Phoenix ist versunken.*

PRESSCLEARWAITCHANGE

GENTRIFICATION AM PHOENIXSEE

Der Fotograf *Jürgen Evert*, Stadtentwicklungsplaner und Stadtbaurat a.D. von Lünen, beschäftigt sich seit Jahrzehnten in der Tradition der sozialdokumentarischen Fotografie mit dem Strukturwandel im Ruhrgebiet.

So lieferte er auch Bildmaterial zur Publikation „Schichten einer Region“, im Rahmen derer es um die Lebensqualität im Ruhrgebiet geht (Hrsg. Reicher, Kunzmann, Roost, Utku, Wegener, 2011 im Jogis-Verlag erschienen), in der er Schattenseiten von öffentlichen Aufwertungsmaßnahmen in Sanierungsgebieten des Ruhrgebiets illustriert und hier beispielhaft die Auswirkungen der städtebaulichen Entwicklung rund um den künstlichen Phönix-See im Dortmunder Süden aufzeigt (vergleiche den Text von Wolfgang Richter auf dieser Seite).

Mit dem gewählten Postkarten-Format will ***AMOS*** die Leserschaft dazu animieren, ihr durch die Lektüre des intellektuellen Kampfblatts gewachsenes Problembewusstsein weiter zu verschicken, also selbst aktiv an der allgemeinen Verbreitung der Stimmung im Redaktionskollektiv mitzuarbeiten: Man nehme eine Schere zur Hand, stecke die Karten ins Urlaubsgepäck dieses Frühlings, und verschicke dann von dort aus in bester Laune herzliche Grüße an die Zurückgebliebenen!

Marianne Bosshard

Highlife im Abseits

Wo sind sie geblieben?

Nach der letzten Eiszeit waren sie schnell wieder da, die Birken. Einige ihrer Verwandten, z.B. betula nana, überlebten sogar im Eis. Die Sand- und Moorbirken kamen mit dem Zurückweichen des Eises vor 13.000 Jahren schnell aus ihren Refugien im Süden zurück – mit einer Wandergeschwindigkeit von 250 bis 2.000 m im Jahr, die sich aus ihrer Blühreife und ihrem Höchstalter berechnen lässt. Dabei verschleiert der Begriff „Wandergeschwindigkeit“ das tatsächliche Geschehen, denn Birken wandern ja nicht, sondern pflanzen sich fort, und Fortpflanzung hat mit Sexualität zu tun, in diesem Fall mit Birken-Sex. Birken sind nicht nur anpassungsfähig an die miesesten Lebensbedingungen, sie können dank einer Vielfalt von Überlebensstrategien Trockenheit, Nässe, Kälte und Hitze überstehen und sind darüber hinaus sexuell überaus aktiv! Ist die Birke mit 10 bis 20 Jahren blühreif – die Förster sagen mannbar –, dann blüht sie zeitig im Frühjahr mit einer Unzahl von männlichen und weiblichen, also eingeschlechtigen Blüten: männliche, herabhängende Pollenkätzchen, die schon im Sommer des Vorjahres damit beginnen, sich zu recken und zu strecken und auf die nächste wilde Frühlings-Saison vorzubereiten, und aufrecht stehende, angeblich unscheinbare, weibliche Fruchtkätzchen, die den Winter über in einer Knospe verborgen bleiben und sich erst im letzten Moment zeigen und empfangsbereit sind – natürlich so getimed, dass sie nicht vom Staub vom eigenen Baum, also von ihren Brüdern, belästigt werden müssen. Ein einzelnes Staubgefäß an den im Frühjahr nun 6 – 8 cm langen und herabhängenden Pollenkätzchen enthält 10.000 Pollenkörner, von denen jedes einzelne einen neuen Birkensamen zeugen könnte, wenn es rechtzeitig die Narbe einer Fruchtblüte erreicht und von dieser gnädig empfangen wird. Ein einzelner weiblicher Blütenstand kann bis zu 500 kleine zweiflügelige Samen-Nüsschen produzieren, eine Birke pro Saison etwa 100.000 bis 10 Millionen Samen! Was für eine Produktivität! Die schönen weißstämmigen Birken sind echte Pionierinnen. Schnell fassen sie Fuß und bleiben, bis andere ihnen das Licht wegnehmen.

Die Pollenkörner sind sehr gute Flieger, man hat Flugdistanzen von einigen Kilometern gemessen, in großen Höhen können sie aber auch sehr weite Strecken zurücklegen. Und was passiert, wenn sie auf einer Narbe landen? Das Körnchen muss etwa 4 – 6 Wochen im Griffelgewebe der weiblichen Blüte warten, bis die Samenanlage empfangsbereit ist. Die Zwischenzeit nutzt der Pollen, um aufzuquellen, stimuliert durch die Feuchtigkeit im Griffel. Ein Pollenschlauch stülpt sich aus der inneren Wand des Pollenkorns nach außen, wächst bis zur Eizelle in der Samenanlage und entlässt zwei Spermazellen, und nun erst kommt es zur Befruchtung. Woher ich das weiß? Es gibt kaum ein Blühgeschehen, das so gut untersucht ist wie das der Birken, denn unter dieser ungeheuren Produktivität leiden in unseren Breiten viele Allergiker. Es scheint so, als probierten die Pollen genau das, was ihre Aufgabe im Griffel der weiblichen Blüten ist, auch auf den Schleimhäuten der Menschen aus. Und die weinen dann und schniefen und rennen mit geschwollenen Nasen und roten Augen durch den Frühling. Die Phänologen, die die regelmäßigen Erscheinungen in der Natur studieren, wenden sich drum auch den Birkenpollen zu, stellen Pollenfallen auf, messen die Pollenmengen, die von den Körnchen zurückgelegten Entfernungen, die Sinkgeschwindigkeiten, das Verhalten beim Regen und danach, aber auch die Flugzeiten und -epochen. Es sieht so aus, als hätte die Produktivität der Birken dank Klimawandel in den letzten Jahrzehnten noch zugenommen, denn der Blühbeginn wurde vorverlegt und die Blühzeit um 8 Tage verlängert! Was tun?

„Weg mit den Birken aus dem öffentlichen Raum!“, raten die Ärzte den Stadtgärtnern.

Und tatsächlich: Sie werden entfernt, abgeholzt, nicht nachgepflanzt! In unseren Oberhausener Parks muss ich die Birken suchen. Zwar finde ich noch Birken in der Stadt – als Asylantin hinter der Kirche, als Privatbäume in Gärten, aber von Straßen, Plätzen und Parks sind sie verschwunden. Schade! Jahrtausende lang waren sie treue Begleiter der Menschen, alles an ihnen brachte Nutzen – die Rinde, das Holz, der Bast, der Saft, die Blätter, die Ruten. Der berühmte Wanderer, der sich 3300 v. Chr. in den Ötztaler Alpen auf den Weg gemacht hatte und vor einigen Jahren als Gletschermumie wieder auftauchte, trug Behälter aus Birkenrinde mit sich. Alles vorbei?

Nicht ganz: 2000 wurde sie zum Baum des Jahres, und in den letzten Jahren tritt sie bei den Waldzustandsberichten als „Nebenbaumart“ in Erscheinung, dann wird sie mitgezählt und dann ist es mit dem Laubbaum-Sterben gar nicht mehr so schlimm. Aber wo sind sie geblieben?

Für Pionierinnen wie Birken es sind gibt es im Ruhrgebiet viel Raum und viel zu tun: An den Bahndämmen und sonstigen Böschungen, am Rhein-Herne-Kanal, auf den vielen Brachen – alles weiß von Birken! Heute spazierte ich durch die Brache der Zeche Sterkrade: Auf einer Strecke von 500 m entlang alter Bahntrassen wuchsen mehrere 10.000 Birken jeden Alters und sahen prima aus!

Kürzlich traf ich einen jungen Mann, der mir erzählte, dass er über das Internet Partys organisiert, mit Musik und allem, was dazugehört.

„Ja, wo geht denn das heutzutage?“

„Auf der Brache, zwischen den Birken!“

***Marianne Bosshard**, arbeitet als Psychoanalytikerin in Oberhausen. (Foto: R. Bosshard)*

Ian Pollock

Lachen

Entwurf

„Lachen zerstört Furcht und Ehrfurcht vor einem Objekt, vor einer Welt, indem es daraus ein vertrautes Objekt macht und dadurch die Voraussetzungen schafft, damit völlig angstfrei umzugehen.“ (Michail Bachtin 1981)

Freud schreibt: Wenn Menschen merken, dass ihre Erwartungen nicht erfüllt werden und sie sich gezwungen sehen, sich damit abzufinden, erfinden sie Witze, die ihnen dabei helfen, mit der Situation fertig zu werden. Der dunkelste, schwärzeste Humor gedeiht oft dort, wo Unterdrückung, Krieg, Vergewaltigung und Mord an der Tagesordnung sind. Witze sind eine intellektuelle Rebellion. Sie schaffen eine alternative Wirklichkeit, in der wir über unseren Schmerz lachen können anstatt zu weinen.

Die Kraft des Humors und des kreativen Denkens drückt sich darin aus, dass wir die Lösung von Problemen auf indirekte Weise angehen. „Begründungen gab es immer, sie waren nur nicht immer vernünftig“, sagt Karl Marx.“ Und Groucho Marx sagt: „Hier sind meine Prinzipien, und wenn Sie sie nicht mögen, habe ich noch andere.“ Humor argumentiert an der Vernunft vorbei. Witze schaffen Ideen, die die traditionelle, Schritt für Schritt fortschreitende Logik umgehen. Kreatives Denken bedeutet, dass man von A nach D springt und sich danach über die Schritte B und C Gedanken macht oder andere darüber nachdenken lässt.

Honecker und Mielke sprechen über ihre Hobbies. Honecker: „Ich sammle alle Witze über mich.“ Mielke: „Na, dann haben wir fast dasselbe Hobby. Ich sammle alle, die Witze über dich erzählen.“

Freud beschreibt den tendenziösen Witz, Witze mit einer beabsichtigten Wirkung. Er schreibt, sie seien von Natur aus sozial, sie benötigten einen Witzeerzähler, einen Witzehörer und ein Objekt oder Ziel des Witzes. Manchmal ist der Zuhörer gleichzeitig auch das Objekt des Witzes. Ich zitiere das türkische Sprichwort Kızım sana söylüyorum, gelinim sen anla. Wörtlich übersetzt: „Ich spreche zu dir, meine Tochter. Also höre gut zu, meine Schwiegertochter.“ Dies ist ein Beispiel für Witze, die auf indirekte Weise Lehren zu unangemessenem Verhalten und fehlerhafter Argumentation vermitteln sollen. Diese Witze enthüllen die Ansichten des Erzählers durch die Wahl des Objekts, der Zuhörerschaft, der Sprache oder wie wir es heute ausdrücken würden, durch das Medium, in dem sie verbreitet werden.

Geld, Kleidung und ein Pferd

Eines Tages ging Nasreddin Hodscha völlig verzweifelt in den Garten, fiel auf die Knie und rief aus: „Oh Allah, schicke mir etwas Geld, denn ich bin arm und in Not.“ Sein Nachbar, ein Mann, der religiöse Leute hasste, entschied sich, Nasreddin einen Streich zu spielen. Er nahm einen Beutel voller Goldmünzen und warf ihn aus dem Fenster.

Nasreddin stand voller Würde auf und zeigte das Geld seiner Frau. „Gott hat mein Flehen erhört“, sprach er zu ihr. „Dies hat er mir geschenkt. Wir wollen auf den Markt gehen und Essen kaufen.“

Als der Nachbar hörte, dass Nasreddin vorhatte, das Geld auszugeben, wollte er sein Geld zurückhaben. Er sagte: „Ich habe gehört, dass du um Geld gefleht hast und habe dir einen Streich gespielt.“

„Gott hat es mir gegeben“, sagte Nasreddin, „Du wirst es nicht bekommen.“

Der Nachbar sagte ihm, er würde Nasreddin vor Gericht verklagen.

„Ich kann so nicht gehen“, sagte Nasreddin. „Ich habe keine passende Kleidung, und ich habe auch kein Pferd wie du. Wenn wir gemeinsam vor Gericht erscheinen, wird der Richter wegen meiner ärmlichen Erscheinung gegen mich voreingenommen sein.“

„Unsinn“, sagte der Nachbar, zog seinen Mantel aus und gab ihn Nasreddin. Dann ließ er ihn auf sein Pferd steigen. So erschienen sie vor dem Richter.

„Was hast du vorzubringen?“, fragte der Beamte Nasreddin.

„Dass mein Nachbar von Sinnen ist. Er glaubt, alles gehöre ihm“, antwortet Nasreddin.

„Wenn du ihn nach dem Pferd fragst, auf dem ich hierher geritten bin, wird er behaupten, es sei seins.“, sagt Nasreddin.

„Aber es ist meins!“, erwidert der Nachbar.

„Wenn du ihn nach dem Mantel fragst, den ich trage, wird er behaupten, es sei seiner“, sagt Nasreddin.

„Ja, es ist meiner!“, schreit der Nachbar.

„Er behauptet sogar, dass der Beutel mit Gold, den ich in der Hand halte, ihm gehöre.“, sagt Nasreddin.

„Ja, das gehört alles mir!“, brüllt der Nachbar.

„Ich habe genug gehört. Die Klage wird abgewiesen“, sagt der Richter und wirft Nasreddin und den Nachbarn aus dem Gerichtssaal.

Wenn man sich mit solchen oder ähnlichen Witzen beschäftigt, darf man sich nicht nur mit Nasreddin identifizieren, sondern auch mit dem Nachbarn und sogar mit dem Richter. Wie oft denken wir nicht wie der Nachbar, dass unser Besitz uns zusteht, weil wir dafür hart gearbeitet haben? Sind wir uns denn darüber im Klaren, dass es nichts weiter ist als ein Anteil am Gemeinbesitz, den wir nur hüten und verwalten? Und wie oft verhalten wir uns wie der Richter? Wie oft verwerfen wir Ideen und Menschen, weil wir meinen, wir hätten genug gehört, um uns ein zutreffendes Urteil zu erlauben? Oder endlich wie Nasreddin, der von der Welt nur das haben möchte, was er für sich benötigt? Wie mögen wir uns verändern, wenn wir solch eine Geschichte hören?

Witze und lustige Geschichten verraten nicht nur etwas über das Unbewusste oder die Einstellung des Erzählers. Sie formen oder verändern auch die Einstellungen der Hörer. Taktische Witze können die Absurdität eines Systems sichtbar machen, neue Denkweisen anstoßen und unseren Schmerz heilen.

„Etwas ist lustig, wenn es – in einer Art und Weise, die nicht offensichtlich aggressiv oder beängstigend ist – die festgefügte Ordnung erschüttert. Jeder Witz ist eine winzige Revolution.“ (George Orwell 1945)

Somit ist dies ein Aufruf zur Tat: Erfindet mehr zielgerichtete Witze! Dies ist ein Aufruf zu winzigen Revolutionen. Sie müssen nicht pragmatisch sein, aber sie müssen lustig sein.

Ein Schüler fragt seinen Schulleiter: „Wo ist mein Lehrer?“

„Entlassungen in der ganzen Stadt“, antwortet der Schulleiter.

„Meine Lehrbücher?“, fragt der Schüler.

„Sparkurs des Staates“, sagt der Schulleiter.

„Schüler-Bafög?“, ist die nächste Frage des Schülers.

„Ausgabenkürzungen auf Bundesebene“, sagt der Schulleiter.

Der entnervte Schüler fragt: „Aber wie soll ich dann etwas lernen?“

Worauf der gleichermaßen entnervte Schulleiter antwortet: „Du hast gerade etwas gelernt!“

***Ian Pollock** ist in diesem Jahr im **AMOS** Jahreskolumnist, er steuerte bereits in **AMOS** 3|2012 „Occupy/Krisen“ einen Beitrag bei. Ian Pollock ist ein digital arbeitender Medienkünstler mit Abschlüssen zu Fine Art in New Media des San Francisco Art Institute und Berkeley. Er ist in Kürze Master of Education der San Francisco State University. Er lehrte bisher in den USA, im Libanon, Ägypten und in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Er hat in vielen Ländern Ausstellungen gehabt. Seine Arbeitsmappen sind abrufbar auf: http://www.biasmap.org, http://www,GuerillaGrafters.org, das im Herbst 2012 als Teil von http://www.spontaneusinterventions.org in der 13. Architekturbiennale in Venedig ausgestellt war.*

Übertragung aus dem Englischen von Manfred Pegam, Bochum 2013

.

Impressum

Verlag:
AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Str. 2, D-45768 Marl
Fon: 02365-501671, Fax: 501673
E-Mail: huettmann.marl@t-online.de

Redaktion:
AMOS c/o Hartmut Dreier
Schumannstr.6, D-45772 Marl
Fon: 02365-42076
E-Mail: dreier.marl@freenet.de

E-Mail:
redaktion@amos-zeitschrift.de
Internet: http://amos-zeitschrift.de

Konto:
AMOS, Kto.Nr. 33 300 120
Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

ISSN 1615 - 3278

Erscheinungsweise: 1 x vierteljährlich

Herausgabe & Redaktion: Wolfgang Belitz, Unna | Robert Bosshard, Oberhausen | Hartmut Dreier, Marl | Rolf Euler, Recklinghausen | Friedrich Grotjahn, Bochum | Rolf Heinrich, Gelsenkirchen | Ute Hüttmann, Marl | Wolf-Dieter Just, Duisburg | Jürgen Klute, Wanne-Eickel | Carl-D.A. Lewerenz, Herne | Axel Lippek, Bochum (V.i.S.d.P.) | Heinz Listemann, Dortmund | Anna Musinszki, Dortmund | Hermann Schulz, Wuppertal | Renate Wangelin, Bochum

AMOS kooperiert mit dem elektronischen Nachrichtendienst „***iley.de***“ (Leipzig)

Schlussredaktion:
Axel Lippek (Layout)
Ute Hüttmann (Textbearbeitung)

Titelbild: Manfred Walz
***AMOS* Schriftzug**: Jochen Stankowski

Einzelpreis: 4,50 €
Abo-Preis: 18,- € jährlich
inkl. Versandkosten

Realisation:
Wodarczak Druck & Medien
45772 Marl
Papier: chlorfrei gebleichtes Papier

Addameer

Palästinensische Mission Berlin: 12.02.2013

Palästinensische Häftlinge im Hungerstreik

Israel ist als Besatzungsmacht verpflichtet, alle im besetzten Staat Palästina lebenden Personen vor Gefahren gegen ihr Leben und ihre körperliche Unversehrtheit zu schützen. Doch Israel negiert seine Verpflichtung und verstößt mit der Behandlung der palästinensischen Gefangenen gegen das internationale humanitäre Völkerrecht.

Es vergeht kaum ein Tag, an dem ein palästinensischer Häftling in einem israelischen Gefängnis nicht in den Hungerstreik tritt. Die Gefangenen kämpfen gegen die von Israel verhängte illegale Administrativhaft und gegen ihre unmenschlichen Haftbedingungen, die oftmals von Folter geprägt sind. Isolationshaft, Gewaltanwendung und Schlafentzug sind nur einige der israelischen gängigen Methoden gegenüber den palästinensischen Häftlingen.

Samer Al-Issaw ist seit dem 01. August 2012 im Hungerstreik und heute in einem lebensbedrohlichen Zustand. Er kam im Rahmen eines Gefangenenaustauschs 2011 frei und wurde Anfang Juli des vergangenen Jahres erneut willkürlich festgenommen. Seitdem befindet er sich in israelischer Administrativhaft und es ist weder eine Anklage noch ein Prozess zu erwarten. Zu den heute am längsten im Hungerstreik befindlichen Palästinensern gehören auch die Brüder Akram und Shadi Rikhawi, Jafar Azzidine und Tarek Qa’adan.

Israel rühmt sich mit der Freilassung von 1.027 palästinensischen Häftlingen infolge eines Gefangenenaustauschs Ende Dezember 2011. Doch die willkürlichen Verhaftungen von 384 Palästinensern allein im vergangenen Monat dieses Jahres 2013 zeigen, dass die Besatzungsmacht ihr aus Gewalt und Folter bestehendes System bewusst fortsetzen will. Als vermeintlicher demokratischer Rechtsstaat muss Israel international in die Pflicht genommen werden. Dabei geht es hier nicht nur um die Wahrung des humanitären Völkerrechts, sondern vor allem auch um den Schutz der palästinensischen Häftlinge in israelischen Gefängnissen.

Insgesamt befinden sich 4746 politische Häftlinge in israelischen Gefängnissen, davon sind u.a.

- 178 Administrativhäftlinge, einschließlich 7 Mitglieder des Legislativrates
- 10 Frauen, einschließlich eine Frau unter 18 Jahren
- 193 Kinder, davon 21 unter 16 Jahren
- 12 Mitglieder des Legislativrates
- 72 Häftlinge sind seit mehr als 20 Jahren inhaftiert
- 111 Palästinenser vor Beginn der Osloer Verhandlungen 1993
- 191 Palästinenser aus Israel
- 437 Palästinenser aus dem Gaza-Streifen
- 167 Palästinenser aus Ost-Jerusalem

***Addameer** (palästinensische Organisation zur Verteidigung der palästinensischen Häftlinge)*

Es wäre gelacht, wenn ***AMOS*** den Sozialen Medien der *Internet-Communities* hinterher hinken würde. Im Gegenteil, dessen *smartes* Redaktionskollektiv schreitet diesen voran und platziert die *Feedbacks*, *Interludes* und *Specialevents* seiner Abonnenten und Symphathisanten direkt schwarz/weiß ins Blatt. Und zwar losgelöst vom infantilen Geschnatter *(Twitter)* und exhibitionistischen Geplotter *(Facebook)*. ***AMOS*** bietet im Folgenden eine absolut virensichere *IOS* und *Windows* kompatible, also gefahrlose *Social Resolution* zur direkten Interaktion. Bitte einsteigen!

Rainer Komers ist ein in Mülheim (mit Atelier im Schloss Styrum) und Berlin wohnhafter, wunderbarer Filmemacher, der im Moment einen neuen Ruhrgebietsfilm vorbereitet. Sein letzter auf die Region bezogene Dokumentarfilm, „B 224“, wurde mehrfach preisgekrönt, genauso wie seine in Alaska, Indien, Japan und Jemen gedrehten abendfüllenden Milieustudien. Wir können gespannt sein. (Gebeten wurde er um seine Visitenkarte für ***AMOS*** *durch Robert Bosshard.)*

Rainer Komers

Albtraum-Metropole

Der Ex-Bochumer Claus Peymann, bekannt für seine scharfe Zunge, bezeichnete das Revier einst als „Vorortbrei“. Wer versucht, sich abseits der Autobahnen hier durchzuschlagen, gerät in einen undurchsichtigen dörflichen Dschungel, bevölkert von fragmentiert siedelnden Individuen, Clans und Stämmen, die sich einer großflächigen PR-Formatierung, wie sie dem Ruhr-Metropolen-Marketing vorschwebt, genuin widersetzen. Als ich mich neulich zwischen Lünen und Bönen mit dem Fahrrad verirrt hatte und Leute nach dem Weg fragte, antwortete ein Drittel mit fremdländischem Akzent, und ein Drittel bekannte, frisch zugezogen zu sein, nur das letzte Drittel kannte sich aus. Aber alle antworteten gleichermaßen hilfsbereit und freundlich.

was ein Mensch*macht, bevor er verschwindet:

a) das Auto mit Whisky volltanken…

b) die EC-Karte mit Margarine einschmieren…

*„Am Verschwinden des Menschen arbeiten viele der besten Gehirne und riesige Industrien. Der Konsum ist die Einübung der Massen in diesen Vorgang, jede Ware eine Waffe, jeder Supermarkt ein Trainingscamp. Das erhellt die Notwendigkeit der Kunst als Mittel, die Wirklichkeit unmöglich zu machen.“ HEINER MÜLLER, „Mülheimer Rede“, 6.9.1979

Aus einem ‚wilden’ Agglomerat von Siedlungen eine Metropole formen zu wollen, kann nur im Albtraum für die Macher und die von ihnen benutzten Statisten enden. Den Mächtigen und Einflussreichen war das Revier seit jeher suspekt, und sie verschonten es bisher von propagandistischen Massenveranstaltungen wie Aufmärschen und Paraden. Deshalb sollten die Verantwortlichen an der Ruhr dem Rat der Erfahrung folgen und „mehr Vielfalt und Verschiedenheit zulassen“ (aber bitte nicht nur für Akademiker und den Mittelstand), statt sich vom fatalen Ehrgeiz, Massenveranstaltungen als PR-Schübe für den Wirtschaftsstandort zu inszenieren, blenden zu lassen.

Rainer Komers*, Jg. 1944, geboren und lebt in Mülheim an der Ruhr.*

Willi Hajek ist aus „unserer Zeit“ und unserem Beritt. Er verbindet uns unermüdlich mit solidarischen Aktionen und Kämpfen von Beschäftigten – hauptsächlich in Frankreich, aber auch zum Beispiel in Mali und in (Ost-)Berlin. Er diskutiert seit Langem mit Menschen, die AMOSartig genannt werden könnten – in Kreisen, die sich teilweise überschneiden. Daher kommt er hier zu Wort. (Rolf Euler)

Willi Hajek

La Ruhr – eine Entdeckung pour la vie!

Das Ruhrgebiet: Wer hätte gedacht, dass ich dort einmal landen werde. Wie es anfing. Engagierter Student in Heidelberg Ende der 60er Jahre, da kam ein Mensch zu einem Vortrag nach Heidelberg, er hieß Lucien Goldmann und erzählte von seinem Leben, seinem Wirken, seinem Engagement und von Frankreich. Ich packte meine Sachen und ab nach Frankreich. 10 Jahre aktiv lebend das rote Jahrzehnt in Frankreich und die Gefährtin wollte dann Ende der 70er Jahre zurück, aber wohin – es blieb nur Frankfurt oder Berlin. Ja, und dann hörten wir von einer Gruppe aus Bochum im Opel-Werk, lasen ihre Blätter und Zeitungen, stellten den Kontakt her und fuhren nach Bochum, sie kennenzulernen. Es war die GOG und wir passten zueinander.

Die Sauerlandlinie, die Wälder, das Grün, unsere Welt war verrückt, das soll das Ruhrgebiet sein? Ja, die Ambiance stimmte einfach. Wir zogen um, zuerst nach Dortmund, dann nach Bochum. Der Kontakt war einfach, das Hinterzimmer in einer Kneipe am Opel-Werk sah uns jede Woche, es wurde diskutiert und fabriziert, Flugblätter, Zeitungen und was auch immer. Wir lernten uns kennen, die Kumpels aus dem Bergbau, die ins Opel-Werk gekommen waren, die andalusischen Kollegen, die Anarchos und Leninistas, die türkisch-arabischen Aktivisten. Die Radfahrten entlang der Ruhr, die Steigungen und das Entdecken einer ganzen Geschichte der Region. Zeche Carl und der Bahnhof Langendreer als Treff-Orte des Alltags. Dann die andere Lohn-Arbeits-Welt: das Arbeitslosenzentrum in Gelsenkirchen, die roten Pfaffen mit ihren Eitelkeiten und ihrer Skepsis gegenüber selbstorganisierten Aktivitäten „der Schwachen“, die gewerkschaftserprobten Schalkerverein-Kämpfer wie Willi Duda mit ihrem engagierten, aber oft ein wenig rechthaberischen Gehabe, der Willi Scherer und unsere Gespräche über die Ruhrmentalität und die Bretagne.

Das war die Ruhr, ich fühlte mich sauwohl als einer, der aus der Mannheimer Arbeiterecke kam, immer ein wenig

selbstsicherer war gegenüber vielen engagierten Studenten und Partei-Kadern, die, oft aus fremden Milieus stammend, ins Ruhrgebiet kamen, um die ArbeiterInnen zu agitieren und folglich auch kennenzulernen.

Es begann der Austausch mit aktiven Basisgruppen aus Frankreich, die an die Ruhr und nach Bochum kamen und genauso überrascht waren wie wir beim ersten Zusammentreffen ‚avec la ruhr'. Ja, und dann kam der Mauerfall, die Freude über das Berliner Kind und die Lebensgefährtin in Berlin, der Umzug nach Berlin. Der Bezug zur Ruhr und den dortigen FreundInnen hat sich verändert, aber ist niemals abgerissen, eine Lebensbeziehung geblieben im gemeinsamen Engagement für eine andere Welt.

***Willi Hajek**, am 31.1.2013*

Wilfried Oertel war in seinen langen Lehr- und Wanderjahren Dortmunder, Bochumer, Bottrop-Dorstener und wieder Dortmunder. Beruflich hat es ihn als Schul- und Studentenpastor nach Meschede „verschlagen". Wie er uns schreibt, sind sie dort längst angekommen – und wir erfahren von ihm etwas über seine Fernblicke von Sauerlands Bergen zu den Ruhrgebiets-Bergehalden. (Hartmut Dreier)

Wilfried Oertel

Ein Blick vom Kahlen Asten zu den Kohlehalden

Wir sind 1991 von Dortmund ins Hochsauerland gezogen. Meine Frau, die aus einem kleinen Ort nahe Winterberg stammt, wollte nie mehr dorthin zurück. Sie hatte von der katholischen Enge und dörflichen Scheinheiligkeit genug. Sie hat sich aber dann doch nicht gegen den Wechsel gesperrt. Mit unserer Pensionierung tauchte dann wieder die Frage auf, wo wir in Zukunft leben wollen. Wir haben uns für den HSK = Hochsauerlandkreis entschieden.

Ein starker Eindruck nach dem Umzug: Es gibt auch in der Provinz – und nicht nur im Ruhrgebiet – engagierte Menschen, mit denen man Projekte organisieren kann. Da habe ich gelernt und bin demütiger geworden.

Einige Schlaglichter:

1. Das Ruhrgebiet saugt Kaufkraft aus dem Hinterland ab. Unsere Kinder klagten, dass man in Meschede nichts bekommt. Keine vernünftigen Klamotten, keine wirkliche Auswahl bei technischen Geräten. Sie entschieden sich oft, nach Dortmund zu fahren oder im Internet zu bestellen. Irgendwann versuchten wir, ihnen klar zu machen, wohin das führt. Wichtig: lokal einkaufen!

2. Wir haben einen privaten PKW und fahren aus Kosten- und Umweltgründen seit Jahren mit Autogas. Im Ruhrgebiet hätten wir längst kein Auto mehr. Dort steht eine ganz andere Infrastruktur zur Verfügung, die einen Verzicht auf den eigenen PKW erleichtert. Im ländlichen Raum brauchst du das Fahrzeug. Bahn und Bus existieren zwar, aber mit anderem Takt und anderer Dichte. Die DB hatte mal ein Angebot für ‚car-sharing' in Meschede, sie hat es eingestellt. Leider.

3. Arbeit und A-losigkeit sind auch Themen im HSK. Aber ein Blick auf die Statistik zeigt, dass Arnsberg, Meschede und Schmallenberg ganz andere Zahlen aufweisen als Dortmund oder Gelsenkirchen.

4. Die Provinzstädte im HSK kämpfen für eine Aufwertung ihrer Attraktivität, um dem Abfluss an Kapital und ‚know-how' entgegenzuwirken. Niedergang lässt sich auch hier beobachten. Das Regionale-Projekt z.B. ist eine Gegenmaßnahme. Die Menschen sollen im HSK arbeiten und leben können. Firmen sollen bleiben oder sich neu ansiedeln. Bildung und Kultur sollen für Familien und für Kinder passend präsent sein.

Ich habe den Umzug nie bereut. Im HSK hast du kurze Wege zu den Ämtern, wenig Staus, keine Parkplatznot, günstige Miete, dazu noch Seen und Wald. Aber auch den Kampf gegen Fracking und giftige Weihnachtsbaumplantagen.

Wilfried Oertel

1981 „ging" Claudia aus Bochum nach Berlin. Sie ist Grundschullehrerin in Berlin-Reinickendorf. Dort lebt sie mit ihrer Familie in Tegelort – im Grünen und am See … und ließ sich animieren, einen Blick zurück zu uns zu werfen. (Manfred Walz)

Claudia Fröhlich

Ein Blick zurück aus Berlin

Als ich eingeschult wurde 1961, kam ich ins Ruhrgebiet. Ich war sechs Jahre alt, kam aus dem hellen Schleswig-Holstein und hatte noch nie schwarze Häuser gesehen. Marl-Brassert – alles voll schwarzer Häuser ! Ich kannte nur weiße oder rote Häuser. Kohlenschwarze Häuser säumten meinen Schulweg – das war schon beängstigend. Ich konnte mich auch später nur schwer daran gewöhnen.

Die Schulzeit, mein Studium habe ich im Ruhrgebiet verbracht. Oft schien es mir eintönig, gesichtslos, zerrissen. Wenig Geborgenheit. Mir fallen Momente ein als Mädchen und junge Erwachsene. Das immer wiederkehrende Erlebnis: Sonntag im Ruhrgebiet mit 15, 16 Jahren. Die Wolken so tief, dass der Himmel weg war. Verzweifelt rein, weil draußen ist nichts.

Und Dortmund? Eine Stadt ohne Gesicht, Studium in der PH – draußen, wie im Osten, mitten aufm platten Land.

Aber dann, wo kann man hingehen? Mein ältester Sohn wurde geboren. Da sucht man Grün. Endlich die Ruhrwiesen: einen Ort gesucht und eine Gegend gefunden.

Das ist auch heute noch im Blick zurück aus Berlin das authentische Gesicht: Grüne Sommer-Erholungsstimmung, die Ruhrwiesen!

Als ich nach langer Zeit vor kurzem wieder herkam, zur Beerdigung des ersten Sohnes Vater, der hier im Ruhrgebiet blieb und diesen Platz wohl nie hätte tauschen mögen, fand ich mich auf der Autobahn kaum zurecht. Frühere Orientierungen galten nicht mehr. Alle Bäume waren mittlerweile groß, Einheitslaub. Schön grün, aber öde und labyrinthisch: Wo ist hier die Ausfahrt? Dann gab es noch den Anspruch, das kulturelle Gesicht des Ruhrgebiets zu finden, die „Industriekultur" mit ihren Rostgerüsten. Was aber kann ich denen abgewinnen?

Claudia Fröhlich

Robert Bosshard

GANSER

Von heute aus gesehen ist es ja schon um die dreißig Jahre her. Es war im Rahmen eines Symposiums, dessen Gastgeber Manfred Osthaus war, ein Enkel des Bauherrn des bis heute als Baudenkmal gefeierten Hohenhof von Hagen. Hauptreferent war Karl Ganser, Abteilungsleiter für Städtebau im Ministerium Zöpel, der erläuterte, dass durch die Flucht des Montankapitals aus der Ruhrregion nach interner Berechnung in Kürze eine ökonomische Anpassungskrise, wenn nicht gar ein Kollaps die gesamte Region erschüttern würde, und folgerte daraus, dass das brachliegende Wissen, welches im Rahmen der damals populären „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen“ (ABM-Stellen) für arbeitslos gewordene Akademiker noch frei fluktuierte, endlich gezielt der regionalen Entwicklungsplanung fürs Ruhrgebiet zugeführt werden sollte. Man könnte dies als Hagener Impuls zum postschwerindustriellen Strukturwandel der Ruhrregion auffassen, sparsam, praktisch, ohne zusätzliche Kosten.

Bezugnehmend auf die gefeierte Berliner Internationale Bauausstellung (IBA-Berlin), in deren Rahmen gewaltige private Investitionen zugunsten eines ökologischen Umbaus innerstädtischer Wohnbereiche angeworben werden konnten, initiierte gleichzeitig die Landesregierung Nordrhein-Westfalens eine Ausschreibung zur Durchführung einer IBA an der Ruhr. Um Verständnis hierfür zu gewinnen, weidete Karl Ganser jede ihm zugängliche Kommunalverwaltung des Reviers ab und entwickelte in wahrer Herkules-, besser gesagt Sisyphusarbeit, zusammen mit Vertretern der Fachressorts und gegen die Blockaden der jeweiligen lokalen Fürsten, antidepressive ökologische Entwicklungsperspektiven. Dabei kam ihm als habilitiertem Geographen zugute, die durch den Rückzug der Schwerindustrie wiedererwachenden ökologischen Ressourcen der Region in besseres Licht rücken zu können, was einerseits biederes Misstrauen unter den postmontan-reaktionären Seilschaften schürte, aber anderseits weit über die Region hinaus einen irrsinnigen Optimismus in reformhungrig-optimistischen Fachdisziplinen weckte. Um sich von den alles Zeitgemäße verhindernden Machtzentren entlang der B1 und südlich davon nicht aufreiben zu lassen, positionierte sich Ganser insofern neu, als er seine Initiative einfach auf den seinen Argumenten wehrlos und also offen gegenüberstehenden Norden der Region konzentrierte. Und so wurde aus der IBA des Ruhrgebiets die IBA-Emscherpark, verbunden mit dem zusätzlichen Effekt, in diese „Notstandszone“ unter minimalen Zusatzkosten eine Menge europäischer Hilfsgelder umlenken zu können.

So wurde es für Ganser ein Leichtes, seinen Wünschen entsprechend ein problembewusstes und kompetentes Professorenkader auf sein Podium zu hieven, alles sattelfeste Ambestenwisser aus den exzellentesten Fakultäten. Mit dieser smart strahlenden Intelligenzia stellte er sich den globalen Zeitgeist zur Seite (dem gegenüber jede Argumentation aus dem Mund überkommener Einheimischer entweder bieder-romantisch oder verstörend-demokratisch wirken musste). Sein Gespür für das Machbare, sein persönlicher Elan und initiativer Pragmatismus wurden zusätzlich noch durch das Gerücht beflügelt, die im Jahr 1972 durchgeführte Olympiade sei weitgehend dank ihm, als dem damaligen Projektleiter im Stadtentwicklungsreferat der Stadt München, derart erfolgreich verlaufen. So etwas schafft Vorschussvertrauen, schürt die Hoffnung auf Forschungsgelder und verspricht jedem Beteiligten Prestigegewinn. Gelegentliche kritische Stimmen bezüglich des hemdsärmligen Gutsherrenstils des Reformers aus dem Zentrum der Macht gingen im gefluteten Saftladen akademischer Selbstbeweihräucherung einfach unter. Und plötzlich standen wie gezaubert finanzielle Mittel zur Entwicklung von über hundert städtebaulichen Kleinexperimenten zu Verfügung, und zwar dank des strategischen Geniestreichs, die für die anstehende Totalsanierung der Abwasserkanäle des nördlichen Ruhrgebiets zurückgelegten zwei Milliarden einfach doppelt wirksam zu machen, indem man sie synergetisch mit der Entwicklung des IBA-Parks verkoppelte. Was für ein Coup! Zum Dank wurde Ganser die Ehrendoktorwürde der geographischen Abteilung der Ruhruniversität angehängt.

Foto: R. Bosshard

Die neue funktionale Sachlichkeit, mittels deren Ideologien sich schon damals das neoliberale Politmanagement rationalisierte, seziert die gesellschaftlichen Problemzusammenhänge in ihre Bestandteile, vergleichbar den Abschottungen

der Fachbereiche in den Universitätsfakultäten, um danach die Treibriemen zwischen den Disziplinen je nach machtpolitischer Opportunität neu organisieren zu können. So entstanden unter Gansers Führung dutzende isolierte Fachgruppen, wie zum Beispiel diejenigen zur landschaftsplanerischen Neudefinition von Grünzügen, zur ökologischen Neuerfindung energiesparender Wohnanlagen, zur Entwicklung atemberaubend neuartiger Brückenbauten, wasserwirtschaftlich modernisierter Kläranlagen, historisch begründeter Siedlungssanierungen, esoterisch verzauberter Gesundheitsparks respektive Wegesysteme, bis zum Umbau von Ruinen und Werkhallen in Kulturzentren oder in künstlerisch wegweisende Landmarken. Und bald erstrahlten die sich darin je behauptenden Ideen wie Wunderkerzen weit über das Land verstreut als zusammenhangslose Attraktionen à la Disney. Endlich hatte also Gansers Eklektizismus den erforderlichen publizistischen Eros entwickelt, und es war auch höchste Zeit hierfür, denn auch nach zehn Jahren hatte die IBA ihr Ziel nicht erreicht, nämlich, als Ersatz für das geflohene Montankapital, in die Zukunft gerichtete Großinvestitionen zurück ins Revier zu holen. Gleichzeitig bauten sich völlig überraschend, wie Gewitterwolken, öffentlich zu finanzierende Folgekosten auf, man denke nur an Mont Cenis, Phönix, die Jahrhunderthalle, Zollverein, Zweckel und Meiderich, von wo in absehbarer Zeit Kosten in Milliardenhöhe niederprasseln würden.

Mittlerweile hatte eine globale Rezession weltweit an den traditionellen Industriestandorten zu nagen begonnen. Nicht nur im Ruhrgebiet waren die von der Schwerindustrie vergifteten Brachen zu einer schier unbewältigbaren Hinterlassenschaft geworden. Diese historischen Umstände machten das IBA-Projekt für die internationale Fachwelt interessant. Symposien wurden abgehalten, Gansers Gründlichkeit erhielt viel Lob, die tüchtige Zähigkeit, sein zauberhafter Umgang mit den Finanzen. Daraus entwickelte sich quasi aus sich heraus der Glaube, dass, wenn nun mal halt aktuell nichts mehr weiter passieren würde, es doch einen Versuch wert wäre, wenigstens aus der Industriegeschichte Profit zu schlagen. Also bastelte man Prospekte und Wegmarken entlang der IBA-Innovationen, richtete Routen durch die Anlagen der vergangenen Industriekultur ein, strickte an Vergnügungspfaden für Erholungsfahrten, baute Parkautobahnen entlang der Emscherbrachen, und kaufte schließlich den Intendanten der Salzburger Festspiele ein, um den überdimensionierten Industrieruinen das passende Flair als wagnerianische Opernkulissen zu verpassen. Man finanzierte eine der teuersten Werbekampagnen, um das Revier als touristisches Ziel bejubeln zu lassen, bis schließlich dem in tiefster Krise steckenden Ruhrgebiet 2010 das Etikett einer Kulturhauptstadt Europas aufgeklebt wurde. Eigentlich sollten damit Gansers mutige Schritte zum Rückbau der von der Schwerindustrie hinter sich gelassenen Arbeitslosenzonen in eine zukunftsfähige Alltäglichkeit gefeiert werden, aber da hatten längst schon die Fernseh-Intendanten und PR-Agenturen das Ruder in die Hand genommen. Und diesen ging es nur noch darum, den Zusammenbruch des schwerindustriell geprägten Ballungsraums mit allen Mitteln zu kaschieren, zu Gunsten der Profiteure von der Krise, zu denen sie selbst gehörten, auf Kosten der Opfer der krisenhaften Entwicklung, den zunehmend verarmenden Bevölkerungsgruppen. – Und die heutige Metropolen-Diskussion mutet an, als wäre sie bloß eine schäbige Fortsetzung davon.

***Robert Bosshard**, Schweizer, wohnhaft in Oberhausen.*

Lesetipp

Wolf-Dieter Just
Spiritualität und Weltverantwortung. Biblische Reflexionen und Predigten zu den Herausforderungen unserer Zeit
Saarbrücken: Fromm-Verlag, Nov. 2012
Wolf-Dieter Just gehört zu der (kleinen!) Gruppe langfristig engagierter, kritischer Sozialethiker und ist Mitherausgeber von ***AMOS***. Mitbegründer der deutschen Kirchenasylbewegung. Seit 2002 Professor an der Ev. FHS Bochum. Der hier empfohlene Sammelband (mit dem etwas altbacken klingenden Buchtitel) enthält das Beste: Kritik, Empathie, Handlungs-Perspektiven, Formulierungskunst. die Themenbreite von Migration, Flüchtlingspolitik, Interkulturalität, Arbeit/Arbeitslosigkeit, Armut im reichen Land bis hin zu Musik, Liebe und Leidenschaft.

Hartmut Dreier

AMOS-ABO

Ich bestelle ein AMOS-ABO
gegen eine Kostenbeteiligung von z.Zt. 18,– € pro Jahr.

Rechnungsanschrift *(AbonnentIn)*
Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____
Datum _____ Unterschrift _____

Lieferanschrift *(falls von Rechnungsanschrift abweichend)*
Name _____
Straße _____
PLZ/Ort _____

Zahlungsweise
O **Verrechnungsscheck** über 18,– € liegt bei
O **Überweisung** über 18,– € ist erfolgt
am _____ an AMOS, Marl, Konto 33 300 120
Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb einer Woche widerrufen kann. Laut Gesetz bestätige ich dieses Wissen mit meiner Unterschrift: _____

ausschneiden und einsenden an Hartmut Dreier, Adresse s. Impressum

Peter Strege

Der Gassenhauer und sein Kohlenhändler

Strukturwandel und der Bedeutungsverlust der Kunst

So wie die Randunschärfen zwischen Produktion, Dienstleistung und Konsum zunehmen, so sehr globalisiert sich die Vermarktungsabsicht kultureller Transfers.

Der Inhalt künstlerischer Provokanz verliert zunehmend seine kommunikative Brisanz und ertastet sich seine Wege in spektakulären Nebelfeldern eventartiger Unterhaltung und an Rändern von Jahrmarkt und Dekoration unter großer medialer Bedeutungszuweisung entlang. Bildungsstrotzende Hochkulturereignisse finden in industriellen Hinterlassenschaften statt, die so zu stilisierten Kulissen auf- oder abgewertet werden. Die, verblieben sie in ihrer verlassenen Trauer, dem Verfall preisgegeben, würden durchaus inhaltlich jener künstlerischen Intention entsprechen (und so möglicherweise selbst zum Kunstwerk avancieren), die durch Kriege, mit Kriegsende und erfahrener Not als existenzialistischem Lebensmoment in die Welt trat und z.B. „draußen vor der Tür“ um Einlass und Beachtung bat. Spätestens mit der „Postmoderne“ galt diese „Armut“ als überwunden und wurde einer aufblühenden Entsorgungsindustrie überantwortet.

Hausschlachtung

Das Wirtschaftswunder, Mitbestimmung und Kaufkraftzuwächse der nachkriegsbedingten schwerindustriellen Boomphase verwandelten sich zunehmend in Spukschlösser und verwüstende Luftspiegelungen durch hochspekulative Finanzakrobatik, die Produktion und Kapitaljonglage zu trennen wusste.

Die daraus sich ergebende Konsequenz, dass nicht die produzierenden Menschen, sondern Rendite das Wichtigste seien, führt zu Menschenopfern und Schicksalen, die hinter dem neuen Begriff „Armutsvermutung“ nur mühsam versteckt werden.

Nun kommen Kunst und Kultur als weiche Standortfaktoren, als investitionsbegleitende wichtige Illustrationen ins Spiel. Als Feigenblatt haben Kunst und Kultur leuchtturmartige Hochkonjunktur und sollen helfen, von den realitätsschrecklichen Wahrheiten eines Klassenalltags abzulenken. Hatte man mühsam den bitteren Beigeschmack des Kapitalismus champagnermäßig versüßt und investitionswohltätig, gönnertechnisch, mäzenatisch aufgepeppt, lassen die heute deutlich hervortretenden pekuniären „Standesunterschiede“ zwischen Reichtum und Prekariat eine karnevaleske Wahrnehmungslüge nicht mehr so einfach zu. Anstrengungen werden mehr und mehr als das deutlich, was sie sind, nämlich agenturbeflissene Lügengespinste und professionelle Hochglanzillusionen, die am Holzschnittcharakter vieler im Hier und Heute lebender Menschen bewusst vorbeiargumentieren sollen, und bei den Honoraren, die dafür gezahlt werden, auch bereitwillig wollen.

Zimmer zu vermieten

Wir reden von einer (bewussten? oder gewussten?), in jedem Fall gewollten oder vorangetriebenen Vergesslichkeit gegenüber den in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen. Zu jeder Zeit brachten Umstände und Lebensbedingungen Daseinsselbstverständlichkeiten als besondere Lebensart hervor, in denen Menschen sich verbeheimateten. Dieses ihr so selbstverständlich geführtes Leben wurde aber von den Menschen nicht als Besonderes erlebt und anerkannt. Im Gegenteil! Stets wurden die Umstände, als aus Not heraus geboren, diffamiert und selbst im eigenen Urteil entwertet.

Für die in den Betrieben „gebastelten“ Butterplätze, für die durch Trampelpfade erreichbaren „Weltnahmen“, wie für die in arbeitsfreier Zeit entwickelten Traditionen und kulturellen Erzeugnisse schämte man sich eher, als dass man darauf stolz war. Das eigene Leben wurde mit den Lebensnormen, mit den ästhetischen Vorgaben bürgerlicher Lebensstile verglichen, die von berufsmäßigen Lebensweltgestaltern und Designern konzipiert waren. In diesen Vergleichen musste man unterliegen!

Den flanierenden Arbeiter gab es nicht! Fragen der lesenden Arbeitnehmer verhallen noch immer fast ungehört! Eigene Kulturäußerungen und Kunstwerke werden als wenig in die Tiefe gehend erachtet und gelten als sowas von schwach. Sie seien, so der oft gehörte Vorwurf, unter Niveau. Bürgerliche Kulturformen mit herrschaftlichem Anstrich und oft vergoldeter imperialer Geste haben Vorrang, genossen und

Foto: R. Bosshard

genießen Hoch(kultur)achtung. Im Realen und bei der Arbeit scheint keine Überhöhung möglich.

Ausverkauft

Proletarische Kulturäußerungen verlieren sich oft zu von ihnen selbst kaum geachteten Randerscheinungen. Sie modern im Rost hochästhetisierter Zeugnisse ehemalig höchst profitabler Schwerindustriereste als traurige Girlanden mit schweißigem Aroma vor sich hin und werden mitleidig, bisweilen höhnisch belächelt, abgetan.

Als Proteste „von unten" haftet ihnen das Stigma der Niederlage an. Minderwertigkeit wird zum Ergebnis gesellschaftlichen Wettbewerbs, der im Hinblick auf Karriere beinhart geführt wird und als naturwüchsig gilt.

Mit der verlorenen Achtung vor den kulturellen Eigenanstrengungen schwanden die schwach entwickelten Identitäten deshalb schnell, weil sie von wenig Förderung und medialer Aufmerksamkeit begleitet und (oder nur sehr wenig) gestützt wurden. Waren doch die „nicht geadelten Kulturschaffenden" meistens mit ihrem Überlebenskampf, mit Streiten um gerechte Löhne und um bessere Wohn- und Arbeitsverhältnisse beschäftigt.

Heute (k)ein Schönheitspreis

Mit den durch Kultur 90 und der IBA entstandenen vielversprechenden Ansätzen, der Region die kulturelle Eigenhoheit wieder näher zu bringen, wuchsen Hoffnungen, die nicht erfüllt werden konnten, weil weder die Organisatoren dieser Ereignisse noch die „Regionoriginale", die es zu beglücken galt, genau zu benennen wussten, was ihre Aufgabe und dementsprechend die Absicht, der Sinn bzw. was ihre Erwartungen waren. Lediglich über Zweck und Nutzen solchen Unterfangens wurde und wird heftig und bisweilen breit diskutiert.

Sicher war nur, dass für das Zeitalter der Montanindustrie, einem über vier Generationen gültigen Selbstverständnis im Umgang mit Zeit und Raum, was gern als Souveränität im Umgang mit Bier und Korn diffamiert und leider nicht von denen, die dies gerne genossen haben, stolz für sich in Anspruch genommen wurde, ein Ende gekommen war, dem man politisch begegnen wollte und musste. Aber den Versprechen folgten Verbeugungen vor einer heraufziehenden Zeit, die heute selbstverständlich scheint, die sich eher an modernistischen Zuwachsfantasien orientierte als aus den schmerzlichen Errungenschaften und Verlusten zu lernen, um der gegenwärtigen Zukunft begegnen zu können. Eine Verbreiterung des gesellschaftlichen Sockels als kulturell anzustrebendem gemeinsamem Verständnis für den Stand der Dinge fand nicht statt.

Schöne Aussichten

Der Strukturwandel ermöglichte das Befürworten sowohl exotischen Ideenguts als auch nicht regional, sondern global deklarierter modernistischer Erklärungen für die entstandenen Verhältnisse. Verwirrung, Anpassungsdruck und Agonie sind die Folge. Das machte es leicht, in der Woge schmerzlichen Vergessens Äußerlichkeiten, wie glänzende Verpackungen und rauschende Events, für vermeintlich inhaltliche Auseinandersetzungsformen zu halten, sie dafür halten zu lassen, ja, sie gar als die Inhalte und die entsprechende Auseinandersetzung damit selber zu meinen.

Zudem kamen von den Hochschulen zunehmend Abgänger – mit staatlich anerkannten Beschäftigungserwartungen (bei entsprechender Bezahlung) –, besonders aus den Sektoren Ökonomie und Visuelle Kommunikation, denen sowohl Kunst als auch Werbung verschämt untergenäht wurden –, was dazu führte, dass sie, d.h. die angelernte und nun am Menschen anzuwendende Professionalität, nicht nur den Gestus allen Seins bewertete, sondern auch die im Umgang der Menschen untereinander aufscheinenden Schwierigkeiten als Verfahrensprobleme oder Gestaltungsfragen und somit als handhabbar deklarierten, sie für deklinierbar erachteten und somit Erschütterungen und Folgen erlebter Schicksale als falsch verstanden herabwürdigten. Es gab nun die Schicht derer, die Probleme erleiden, weil sie nichts Besseres gelernt haben, und die Anderen, besser Geschulten, die um Lösungen wissen. Gradmesser für die „Gruppenzugehörigkeit" sind Scheckkarten und Verdienstnachweise. Verlierer haben keinen Kredit.

Das Abendkraut wächst langsam

Verfahrenstechnik ohne Problemtiefe aus selbstkritischer Einsicht ist jedoch platt.

In diesem Zustand erhöhter Oberflächlichkeit leistet, was z.B. die angestrebte Akzeptanz von Großprojekten bei der Bevölkerung angeht, für deren plantechnische Durchsetzbarkeit sorgen und für eine Berechenbarkeit von Investitionen hilfreich sein soll, Mitsprache der Bevölkerung, und sei sie auch nur zur politischen Legitimation gewollt, unverzichtbare Dienste. Zu diesem Behufe, und sei es nur um einer oft scheindemokratischen Anmache willen, um Aufmerksamkeit zu erregen, um Beteiligungsbereitschaft zu erzeugen, dafür leisten Kunst und Kultur mittlerweile anerkannt gute Fuhr- und Spanndienste.

Schade ist nur, dass die ersehnte Kontemplation, die ja selbst den geschilderten Prozessen unterliegt, dass regionale Originalität, also etwas von dem Leben und seiner verunsichernden Art, wie es heute für mehr und mehr Menschen der Region daherkommt, sich nicht zum Besinnen eignet, da es kaum gezeigt, vorgestellt und zur Überhöhung thematisiert wird. So gälte es, unbedingt mehr aus dem Schatzkästlein der langsam gemordeten Demokratie, etwas von wieder greller gewordenen Klassenunterschieden, etwas von dem, wie es heute ist, hinauszuschreien! Künstlerische Werke darüber gibt es kaum bzw. sie werden nicht wahrgenommen. Ja, sie können und wollen nicht wahrgenommen werden können, auch und gerade, wenn sie von internationaler, globaler, und damit kaum fassbarer Kunstrelevanz sind oder dafür gelten!

Kunst und Kommerz diktieren an Baustellen, an denen kein Mindestlohn gezahlt wird!

Beide, Händchen haltend, wachen darüber, wie denn, zu welchem Bankett, die Welt bei uns zu Gast ist und stellen sicher, dass genug Brosamenaufleser und Speichellecker applaudieren.

Aber irgendwo gibt es Unverdrossene und Abwegige, die nach Wegen suchen und gerne Auskunft geben, wenn jemand nach Hause will.

***Peter Strege**, s. S. 5*

Gideon Levy – 24. Februar 2013

Palästinensische Chuzpe: Was? Ihr demonstriert?

Wir haben euch doch längst wissen lassen, dass uns euer Schicksal egal ist

Meine lieben palästinensischen Brüder (nur zur Information: heutzutage ist eben einfach jeder ein „Bruder“) – schämt ihr euch nicht? Wie könnt ihr es wagen zu protestieren und Steine zu werfen? Wie könnt ihr den Frieden stören, „illegale“ Vorposten auf eurem eigenen privaten Grund einrichten, Hungerstreiks anfangen, Solidarität mit Gefangenen zeigen, die Öffnung der Shuhadastraße (in Hebron) fordern und gegen die erneute Arrestierung von schon freigelassenen Gefangenen protestieren? Auch noch verstohlen in Israel nach Arbeit suchen, euch gegen die Vertreibung von Leuten aus ihren Häusern wehren, euch beschweren, dass ihr nicht auf eure Äcker gelangen könnt, protestieren gegen die Sperrzäune, die auf eurem Gebiet gezogen wurden, mit einer dritten Intifada drohen?

Seid ihr verrückt? Woher nehmt ihr diese Chuzpe?

Jetzt demonstriert ihr? Wir haben euch doch schon gesagt: Wir scheren uns nicht länger um das, was mit euch passiert. Von der Rechten und der Linken: Alle haben es euch laut und klar gesagt. Sogar dieser Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, MK Shelly Yacimovich, hat euch wissen lassen, dass Israelis sich nicht um euch scheren – und ihr versteht das einfach nicht! Seht ihr denn nicht, dass wir zu tun haben? Wir haben wichtige Fragen zu klären – die Militärlasten bewältigen, die Anzahl der Minister, das Pistazieneis von Benjamin Netanyahu, dem designierten Premierminister, die Jungfernrede von MK Ruth Calderon (Yesh Atid) in der Knesset, das mutmaßliche Liebesleben des Bildungsministers Gideon Sa’ar.

Also wer kann da an euch denken? Israel versucht eine Koalition zusammen zu bringen. Es ist überhaupt nicht geklärt, ob die ewige Alliance zwischen Yair Lapid von Yesh Atid und Naftali Bennett von Habayit Hayehudi Bestand haben wird – und ihr wagt es, uns mit eurem Pipifax zu behelligen?

Lapid mag die „Hanin Zuabis“ nicht; Bennet die „Abus“ nicht – und ihr kapiert das nicht! Seht ihr nicht, wie sie sich Sorgen machen über die Leute in Israel, so dass sie absolut keine Zeit für euch haben – also wie kommt ihr dazu, sie an eure Existenz zu erinnern?

Besatzung – pah! Menschen- und Bürgerrechte, Vertreibung und Landraub, Selbstbestimmungsrecht, zwei Staaten für zwei Völker, die Apartheidsmauer, 5000 Gefangene – ihr macht einen Wind wie herumschwirrende Moskitos. Haut ab, ihr nervt uns!

Wie lange noch wollt ihr uns auf den Geist gehen mit euren kleinen Problemchen?

Wie lang wollt ihr denn die ganze Welt nerven?

Könnt ihr nicht sehen, dass der Präsident der Vereinigten Staaten, Barack Obama, dabei ist, uns einen Erpressungsbesuch zu machen, sich verbeugen vor den Gräbern von Yitzhak Rabin und Theodor Herzl und in Yad Vashem – also wieso wollt ihr ihn auch noch behelligen? Entspannt euch, meine Brüder. In Syrien steht es viel schlimmer!

Entspannt euch: Die Besatzung ist erst 46 Jahre alt. Seid zufrieden mit dem, was ihr habt. Ihr befindet euch in guten Händen – den Händen der einzigen Demokratie im Nahen Osten. Regt euch nicht auf und haltet das Aufblühen nicht auf!

Israels ehemalige Politik hat sich nicht für euch interessiert und die neue noch viel weniger. Fragt doch die Protagonisten der neuen Politik, Lapid und Bennett, über die Israel gerade in Enthusiasmus ausbricht. Keiner von denen hat wahrscheinlich jemals einen (lebenden) Palästinenser getroffen, und das wollen sie auch gar nicht. Ihr werdet noch Netanyahu vermissen, Shimon Peres und Ehud Barak von der alten Garde. Sie haben wenigstens mit euch gesprochen. Also seid doch zufrieden mit dem, was ihr habt!

Denkt nach vorn. Nicht mehr lange, und ihr werdet hier in der Überzahl sein. Die Welt wird es nicht tolerieren, dass ihr weiter ohne Rechte leben sollt. Die Schuldgefühle wegen des Holocaust werden sich legen. Die jüdische Lobby – ja, die gibt’s – wird möglicherweise einiges an Macht verlieren. Und außerdem: Natürlich ist die Gerechtigkeit und die Geschichte auf eurer Seite.

Morsche Tyranneien wie die israelische Besatzung haben sich nie ewig gehalten. Also entspannt euch, meine Brüder, und wartet ab. Wenn‘s nicht zu euren Lebzeiten klappt, dann ja vielleicht für eure Enkel. Stimmt, ihr habt genug erduldet. Aber Menschen sind wie Bäume: Im Sturm beugen sie sich unterwürfig. Ihr habt ja alles probiert: Verhandlungen und Terror, Anerkennung und Kompromisse, die erste, die zweite Intifada ...

Das hat alles nichts gebracht. Die Siedler haben sich verdreifacht, die Knesset ist voll von ihren Vertretern, und Israel hat absolut aufgehört, mit euch zu verhandeln. Stimmt: Wenn ihr still abwartet, vergisst man euch. Wenn ihr protestiert, werden sie euch des Terrorismus bezichtigen. Aber das ist das Wichtigste: Nicht jetzt! Nicht wenn Israel so beschäftigt ist, wenn Israel die Nase voll hat von eurem Jammern und Klagen und euren Forderungen.

Ja, es ist hart, ein Palästinenser zu sein. Aber wisst ihr: ein Jude zu sein ist schlimmer. Juden sind immer die Opfer, die einzigen Opfer weit und breit!

***Gideon Levy**, israelischer Journalist, u.a. Kolumnist bei Haaretz., Deutsch: E. Meyer zu Uptrup, Quelle: http://www.haaretz.com/opinion/palestinian-chutzpah.premium-1.505334#*

Lesetipps zu Palästina

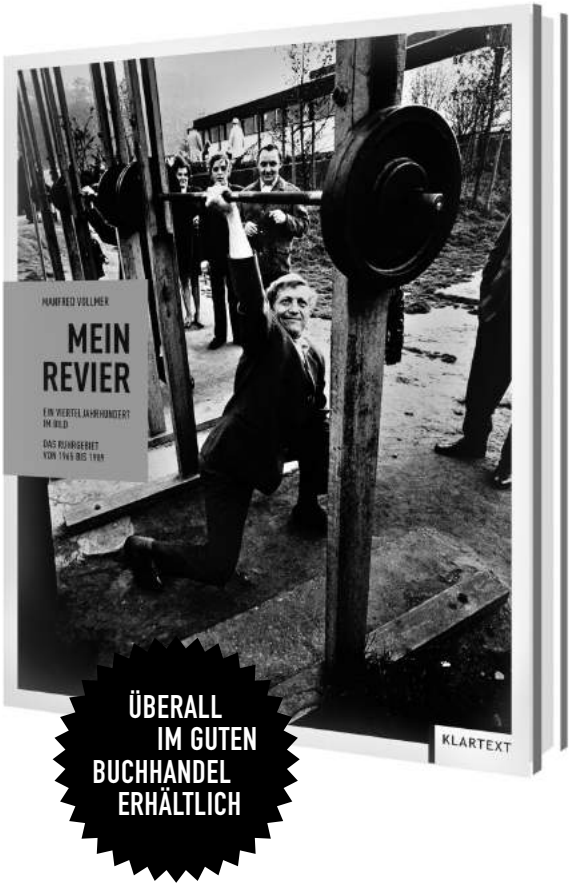
Gershom Gorenberg
Israel schafft sich ab
www.campus.de – 19,99 €

Felicia Langer
Mit Leib und Seele. Autobiographische Notizen
www.zambon.net – 10,00 €

Palästina. Reisen zu den Menschen
www.tondok-verlag.de – 13,90 €

Georg Rammer
Israel und Palästina. Ein politischer Reisebericht
www.dutschke-verlag – 6,90 €

Shlomo Sand
Die Erfindung des Landes Israel. Mythos und Wahrheit.
www.ullsteinbuchverlag.de/propylaen/ – 22,90 €



MANFRED VOLLMER

Mein Revier

Ein Vierteljahrhundert im Bild. Das Ruhrgebiet von 1965 bis 1989

Manfred Vollmers Fotos nehmen den Betrachter mit auf eine Zeitreise zu den Brennpunkten des Reviers. Die Bilder erzählen von unvergessenen Ereignissen, von starken Emotionen und Erschütterungen: vom Sterben der Henrichshütte, vom Aufruhr um Rheinhausen, von Arbeitskämpfen und vom Streit für den Erhalt einer Siedlung. Seine Fotos erzählen aber auch von Schrebergärten, vom Fußballplatz, vom Taubenzüchter oder von den Träumen und vom Alltag der Jugend. Auf den Bild-Spuren von Manfred Vollmer begegnet man Personen der Zeitgeschichte ebenso wie den Menschen des Reviers, dem Alltag in glücklichen und traurigen Momenten.
Als Manfred Vollmer 1965 ins Ruhrgebiet kam, war dies noch klassisch schwarzweiß. Genau wie die Fotos aus jener Zeit von Mitte der 1960er bis zum Ende der 1980er Jahre. Viel ist passiert in dem Vierteljahrhundert, das die letzte große Ära des Schwarzweiß-Fotos sein sollte. Es war die Ära, in der das Ruhrgebiet ziemlich umgekrempelt wurde. Manfred Vollmer zog ins Ruhrgebiet, um an der Folkwangschule zu studieren. Er blieb bis heute, und aus dem eher zufälligen Kontakt mit dem Ruhrgebiet ist eine tiefe Verbindung und eine lange Freundschaft geworden. Nie unkritisch. Nie anbiedernd. Aber immer mit Herz.

➜ 128 Seiten, zahlr. Abb., Festeinband, 19,95 Euro,
ISBN 978-3-8375-0866-6

Klartext Verlag, Heßlerstraße 37, 45329 Essen, Tel. 0201 / 86206-0, info@klartext-verlag.de

www.klartext-verlag.de

KLARTEXT

AMOS – erscheint aus guten Gründen seit 1968 im Ruhrgebiet
ISSN 1615 – 3278

Postvertriebsstück: Gebühr bezahlt

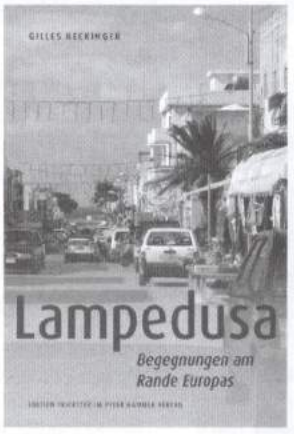
Verlag:
AMOS c/o Ute Hüttmann
Hervester Straße 2 · D-45768 Marl
E-Mail: redaktion@amos-zeitschrift.de
Internet: http://www.amos-zeitschrift.de

— K 12123 —

Neues aus dem
Peter Hammer Verlag

Eduardo Galeano
Kinder der Tage
Aus dem Spanischen von Lutz Kliche
416 S., geb., mit s/w-Illustr. des Autors
€ 24,– , ISBN 978-3-7795-0435-1

In 365 kleinen Geschichten erzählt Eduardo Galeano unerhörte Begebenheiten. Sie spielen auf allen Kontinenten und handeln von allerlei Dingen. Doch immer geraten sie zu einer Anklage derer, die die Welt in ihrem Sinne zu lenken wussten. Die Leichtigkeit und der feine Humor nehmen den Geschichten nicht die Schärfe, machen Sie aber zum Lesevergnügen.



Gilles Reckinger
Lampedusa
Begegnungen am Rande Europas
Edition Trickster
228 S., br., mit s/w-Fotos
€ 19,90, ISNB 978-3-7795-0436-8

Tausende afrikanischer Bootsflüchtlinge sind auf der kleinen Insel Lampedusa gelandet. Bei jeder neuen Tragödie tragen die Medien die Bilder von der Peripherie in die Mitte Europas – und wenden sich genauso schnell wieder ab. Von Lampedusa erfahren wir nichts. Das Buch zeigt, wie es sich lebt an diesem Ort der Übergänge.

Amadou Hampâté Bâ
Die Kröte, der Marabut und der Storch und andere Geschichten aus der Savanne
Aus dem Französischen von Otto Honke
128 S., geb., mit s/w
Illustr. von Juliane Steinbach
€ 19,90, ISBN 978-3-7795-0436-8

Mehr als zwanzig Jahre lang hat Amadou Hampâté Bâ die Märchen und Fabeln Westafrikas gesammelt. Sie erzählen mit schöner Raffinesse von dem, was wir alle kennen: von Habgier, Macht, Eitelkeit und Dummheit, aber auch von Großmut und Klugheit. Kleine afrikanische Lehrstücke für Kinder und Erwachsene, stark genug, um Generationen zu überdauern.

PETER HAMMER VERLAG
www.peter-hammer-verlag.de